PQ
4272
G5A38
Bd.2
T.1

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

Ite Section.

Bocaccio's Dekameron.

Zweites Bändchen.

Stuttgart 1841.
Franz Heinrich Köhler.

PG
4278
G5A38
Bd. 2 T. 1

Andruccio rief inzwischen stärker und immer stärker nach dem Knaben, doch erhielt er keine Antwort. Jetzt fing er an, nachdenkend zu werden, und zu argwöhnen, daß er betrogen worden sei. Er stieg über eine kleine Mauer, die das Gäßchen von der Straße schied, ging an die ihm noch sehr wohl bekannte Hausthür, und klopfte und rüttelte daran, aber Alles vergebens. Jetzt überzeugte er sich endlich von seinem Mißgeschick, weinte, und rief aus: „Ach wie schnell habe ich doch eine Schwester und fünfhundert Goldgulden verloren!“ So wehklagte er noch weiter fort, und begann dann aufs Neue zu pochen und zu rufen. Genug, er erregte jetzt einen solchen Lärm, daß viele der nächsten Nachbarn davon aufwachten, und, als sie es nicht mehr aushalten konnten, aus ihren Betten aufstanden. Unterdessen trat eine Dienerin der Donna an das Fenster, die sich ganz schlaftrunken stellte, und verdrießlich fragte: „Wer klopft denn so spät noch an die Thür?“ „Ei, kennst du mich denn nicht,“ versetzte Andruccio, „ich bin ja Andruccio, der Bruder von der Donna Fiordaliso. Worauf sie antwortete: Lieber Freund, wenn du ein Glas über den Durst getrunken hast, so schlafe doch deinen Rausch aus, und komm morgen früh wieder. „Ich weiß nicht, von was für einem Andruccio du da redest, oder was du mir sonst noch für unsinniges Zeug vorschwatzest. Geh deines Weges, und laß uns in Frieden!“ — „Wie?“ versetzte Andruccio, du willst nicht einmal mehr wissen, wovon ich rede? Nun, wenn es denn also um meine sicilianische Verwandtschaft aussieht, so sei wenigstens so gut, und gib mir meine Kleider wieder, die ich oben gelassen habe; dann will ich mit Freuden von

dannen gehen." — Bei diesen Worten lachte ihm die Magd ins Gesicht, und versetzte: „Mein Freund, ich glaube du redest im Traume;" worauf sie sich umdrehte, und ihm das Fenster vor der Nase zuschlug. — Da es jetzt Andruccio klar wurde, daß man ihn total angeführt hatte, so gerieth er vor Wuth ganz außer sich. In dieser Stimmung seiner bewegten Seele beschloß er denn, was er nicht in Gutem auswirken konnte, mit Gewalt durchzusetzen. Zu diesem Zweck nahm er einen mächtigen Stein von der Erde auf, und fing an, damit viel stärker als vorher an die Thüre anzuschlagen. Auf dieses sein gewaltiges Getös eilten mehrere von den Nachbarn herbei, die er schon vorher aus dem Schlafe aufgescheucht hatte, in der Meinung, daß irgend ein ungehobelter Bursch das arme Frauenzimmer mit schlechten Reden ärgern wolle. Sie waren sämmtlich aufgebracht über das Pochen an Thüre und Fenstern, und schrieen wie Hunde von Einer Gasse, die insgesammt einen fremden Hund anbellen: „Es ist sehr ungezogen von Euch, um diese Stunde an das Haus ehrbarer Frauenzimmer zu kommen, und einen solchen Rumor zu erheben. Geht Eures Weges, und stört uns nicht in unserem Schlaf! Wenn Ihr etwas mit diesen Frauenzimmern zu thun habt, so kommt morgen wieder; in der Nacht aber verschont uns mit Euerm Lärmen!" Diese Worte machten einen Menschen, der drinnen im Hause war, und welcher, ohne daß Andruccio ihn zuvor gesehen, bei dem Mädchen Kupplerdienste verrichtete, so keck, daß er an das Fenster trat, und voll Zorn mit einer Donnerstimme herniederschrie: „Wer ist da unten?" Als Andruccio bei diesen Worten aufwärts schaute, erblickte er in der Dunkelheit einen Mann mit einem mächtigen schwarzen Bart, welcher gähnte und sich die Augen rieb,

als ob er so eben aus dem Bett aufgestanden und aus tiefem Schlaf geweckt worden wäre, und der aussah, als wenn er keinen Spaß verstünde. Andruccio antwortete ihm nicht ohne Bangigkeit: Ich bin der Bruder von der Dame, welche hier wohnt und möchte —" Jener aber fiel ihm, ohne ihn aussprechen zu lassen noch viel grimmiger in die Rede: „Ich sehe eigentlich gar nicht ein, was mich abhält, augenblicklich herunterzukommen, und dich unverschämtes, verfluchtes Vieh, das heute Niemand schlafen läßt, so lange durchzuprügeln, bis du an allen Gliedern braun und blau bist!" bei welchen Worten er sich umdrehte, und das Fenster zuschlug. Einige Nachbarn, welche diesen Menschen kannten, sagten jetzt ganz freundlich zu Andruccio: „Um Gottes Willen, geh nun, guter Freund, sonst wirst du unfehlbar heute noch todtgeschlagen!"

Andruccio, schon genug über die Stimme und ganze Erscheinung des Menschen erschrocken, wurde doppelt durch das Zureden dieser Leute, die es gut mit ihm zu meinen schienen, bewogen, sich zu entfernen. Er machte sich denn also jetzt fort, im höchsten Verdruß über den Verlust seines Geldes, und ging gerade desselben Weges zurück, welchen ihn die Kleine vom Hotel aus geführt hatte. Weil ihn aber der fürchterliche Gestank, mit dem er ganz einbalsamirt war, im höchsten Grade belästigte, so wandte er sich links nach der Straße Ruga Catalana, welche an das Meer führte, worin er sich baden wollte. Als er jetzt die obere Stadt erreichte, sah er in einiger Entfernung zwei Leute mit einer Laterne auf sich zukommen. Weil er besorgte, dieß könnten vielleicht Polizeidiener oder andere Subjecte sein, die nichts Gutes im

Schilde führten, versteckte er sich vor ihnen in ein verfallenes Haus, das er in der Nähe sah. Jene aber folgten ihm in dasselbe Gebäude auf dem Fuße nach, nicht anders, als wenn sie dorthin geschickt worden wären. Dort legte der Eine von ihnen allerlei eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter trug, nieder, und betrachtete sie mit dem Andern, mit welchem er allerhand darüber sprach. Während ihrer Unterhaltung sagte der Eine plötzlich: „Aber was in aller Welt das nur sein mag; ich rieche da auf einmal den niederträchtigsten Gestank, der mir nur je in meinem ganzen Leben vorgekommen ist.“ Bei diesen Worten hob er die Laterne ein wenig in die Höhe und da erblickten sie denn Beide den armen Teufel Andruccio, dem sie beide laut zuriefen: „Wer da?“ Andruccio gab keine Antwort. Worauf sie sich ihm mit dem Licht näherten, und ihn fragten, was er in diesem Schmutz hier mache. Andruccio erzählte ihnen jetzt Alles, was ihm begegnet war. Jene errieth leicht, wo ihm dieß widerfahren sein konnte, und sagten zu einander: auf jeden Fall ist er bei Scarabone Buttafuoco gewesen.“ Darauf sagte der Eine zu Andruccio: „Lieber Freund, wenn du gleich dein Geld eingebüßt hast, so kannst du doch Gott noch danken, daß du jenen Fall gethan, und nicht wieder in das Haus hinein gekommt hast. Denn wenn du nicht hinuntergefallen wärest, so hätte man dir im Schlafe dort das Lebenslicht ausgeblasen, und du hättest nicht bloß deine Börse, sondern auch dein Leben verloren. Doch was hilft dir jetzt alles Lamentiren? Du kannst eben so gut die Sterne von dem Himmel herunter holen, als dich wieder in den Besitz deines Geldes setzen. Aber mit deinem Leben wird man nicht lange fackeln, wenn du dir ein Wort von der ganzen

Geschichte verlauten lässest." Darauf besprachen sie sich eine Weile mit einander, und sagten dann zu ihm: „Weißt du was, du dauerst uns; sieh also, wenn du uns bei unserem gegenwärtigen Vorhaben behülflich sein willst, so sollst du dabei weit mehr gewinnen, als du verloren hast." Andruccio erklärte sich, vor Verzweiflung fast bewußtlos, zu Allem bereit.

Nun war just an demselben Tage der Erzbischof von Neapel, Namens Filippo Minutolo, bestattet worden, und zwar in einem köstlichen Ornat, und mit einem Rubin am Finger, der wenigstens seine fünfhundert Goldgulden werth war, anderer ihm mit ins Grab gegebener Preciosen nicht zu gedenken. Die beiden Männer nun hatten die Absicht, seinen Leichnam dieser ihm doch künftig unbrauchbaren Dinge zu entledigen, und theilten jetzt dem Andruccio diesen ihren Plan mit. Andruccio besann sich nicht lange, und machte sich, nur mit dem einzigen Gedanken, wieder zu seinem Verluste zu kommen, in ihrer Gesellschaft auf den Weg. Als sie nun nach der Hauptkirche gingen, sagte der Eine, den Andruccios Geruch incommodirte, zu ihm: „Aber du stinkst doch auch wahrhaftig gar zu arg; es würde wohl gut sein, wenn du dich ein wenig wüschest." „Das ist leicht zu machen," versetzte der Andere, wir kommen hier sogleich an einen Brunnen, wo gewöhnlich eine Rolle und ein großer Eimer hängen; dort können wir ihn ja ganz bequem von seinem Schmutze reinigen." Als sie nun an den Brunnen kamen, fanden sie zwar das Seil, aber der Eimer war weggenommen. Es blieb also jetzt nichts Anderes übrig, als ihn an das Seil festzubinden, und ihn so in den Brunnen hinabzulassen; unten sollte er sich abwaschen, und wenn er fertig wäre, an dem Stricke schütteln, da-

mit man ihn wieder heraufziehen könnte. Gedacht, gethan. Jedoch als sie ihn kaum in den Brunnen hinuntergelassen hatten, führte der Zufall einige Polizeidiener herbei, die bei der großen Hitze Jemanden verfolgt, und darüber Durst bekommen hatten, weßwegen sie sich an den Brunnen wandten. Beim Anblick derselben ergriffen Andruccio's Gefährten sogleich die Flucht, wobei sie von den ankommenden Häschern nicht bemerkt wurden. In der Zwischenzeit hatte sich Andruccio gewaschen, und zog jetzt an dem Seile. Die Polizeidiener aber, in der Meinung, daß an dem Stricke der volle Eimer befestigt sei, fingen, nachdem sie ihre Röcke und Waffen abgelegt, an, aus Leibeskräften emporzuwinden. Als nun Andruccio dem Rande des Brunnens nahe war, ließ er den Strick los, und klammerte sich an demselben mit beiden Händen fest, worüber die Häscher dermaßen erschracken, daß sie, der Sprache beraubt, das Seil fahren ließen, und so weit davon liefen, als sie nur ihre Beine trugen. Dem Andruccio war dieß höchst räthselhaft. Wenn er sich nicht an dem obern Rande des Brunnens ganz fest angehalten hätte, so wäre er wieder in die Tiefe hinabgestürzt, und hätte sich gewiß dermaßen verletzt, daß er kaum mit dem Leben davongekommen sein würde. Als er sich aber herausgearbeitet hatte, und die Waffen erblickte, die ihm nicht seinen Kameraden anzugehören schienen, erreichte seine Verwunderung einen noch höheren Grad. Nach einer Pause staunenden Nachdenkens, während welcher er reinweg keinen Begriff davon hatte, was er eigentlich jetzt thun sollte, beschloß er, ohne von den Sachen etwas anzurühren, fürbaß zu gehen. So wanderte er denn also seines Weges weiter, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben.

Unterwegs traf er auf seine zwei Spießgesellen, die gerade im Sinne hatten, ihn aus dem Brunnen heraufzuziehen. Als ihn diese sahen, waren sie nicht wenig erstaunt, und fragten ihn, wie er denn herausgekommen wäre. Andruccio versetzte, das könne er eigentlich selber nicht so recht sagen, erzählte ihnen aber darauf der Reihe nach, wie es gegangen sei, und was er außerhalb des Brunnens gefunden habe. Daraus errieth Jene, laut auflachend, den ganzen Verlauf der Sache, und sagten ihm, warum sie die Flucht ergriffen, und wer die Leute gewesen, die ihn herausgezogen hätten. Darauf aber traten sie, als es bereits Mitternacht geworden war, ohne mit weiteren Gesprächen Zeit zu verlieren, ihren Weg nach der Hauptkirche an, öffneten mit leichter Mühe die Thüre, und gingen nach dem großen, marmornen Sarge, in welchem man den Erzbischof bestattet hatte. Obgleich der Deckel desselben sehr schwer war, so hoben sie diesen doch mit ihren Brecheisen so weit empor, daß ein Mann ganz bequem hineinkriechen konnte, und unterstützten ihn. Jetzt fragte der Eine: „Wer aber soll nun hinein gehen?“ „Ich nicht!“ erwiederte der Andere. „Ich auch nicht,“ sagte der Erste; „Andruccio kann ja hineinkriechen.“ „Mit nichten,“ erwiederte dieser. „Wie?“ fragten die Beiden, „du hast keine Lust hineinzugehn? Und du sollst doch hinein, du magst nun wollen, oder nicht, sonst werden wir dir mit eisernen Stangen so lange auf deinem Hirnkasten herumtrommeln, bis du todt liegen bleibst.“ Genug, es half jetzt dem Andruccio nichts, er mußte sich dazu entschließen, in den Sarg hineinzukriechen. Als er nun aber drin war, dachte er im Stillen: „die Kerle da haben mich hineingeschickt, um mich zu betrügen; denn wenn ich ihnen Alles hinaus-

gegeben habe, so werden sie hingehen, wohin sie Lust haben, und für mich wird nichts übrig bleiben.“ Daher beschloß er, seinen Theil im voraus zu nehmen, und, indem er des kostbaren Ringes gedachte, dessen sie erwähnt hatten, zog er denselben dem Erzbischof zuerst vom Finger, und steckte ihn an den seinigen. Dann gab er ihnen Bischofsstab, Mütze und Handschuh, entkleidete den Leichnam bis auf das Hemde, gab ihnen Alles hinaus, und sagte, weiter sei nichts vorhanden. Die Andern behaupteten, es müsse auch noch ein Ring da sein, und riefen ihm zu, er solle nur noch einmal überall nachsuchen. Er versicherte dagegen, er könne nichts von einem Ringe finden, stellte sich, als ob er eifrigst darnach umherspähe, und hielt sie auf diese Art eine Zeitlang hin. Jene aber, nicht weniger schlau, als er, trieben ihn zu fernerem Suchen an, und zogen in einem gelegenen Augenblick die Stütze von dem Deckel des Sarges weg, worauf sie entflohen, und ihn in dem Grabe eingeschlossen zurückließen. Wie dem Andruccio dabei zu Muthe wurde, kann man sich leicht vorstellen. Mehrmals versuchte er, mit Kopf und Rücken den Sargedeckel emporzuheben, doch alle seine Anstrengung blieb vergeblich, und so fiel er denn endlich, von Schmerz übermannt, ohnmächtig auf den Leichnam des Erzbischofs nieder. Wer ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, würde schwer haben unterscheiden können, welcher von Beiden eigentlich der Todte gewesen sei. Als er nun endlich wieder zur Besinnung kam, hob er bitterlich an zu weinen, indem er nur die beiden möglichen Fälle vor sich sah, daß er entweder in dem Sarge vor Hunger und Gestank mitten unter den Würmern der Leiche sterben müßte, oder wenn Jemand dazu käme, und ihn hier fände, als Dieb auf-

geknüpft werden würde. Während er nun solchen Gedanken nachhing, hörte er Leute in der Kirche herumgehen und mit einander sprechen, welche, wie er zu seinem Schrecken vermuthete, in der gleichen Absicht kamen, die ihn und seine Kameraden hergeführt hatte. Als nun diese den Sarg geöffnet und den Deckel unterstützt hatten, stritten sie sich, wer hineinkriechen sollte. Da sich Niemand dazu verstehen wollte, sagte endlich nach langem Zank ein dabei thätiger Pfaffe: „Was habt ihr doch für Furcht? Glaubt ihr denn, er werde euch fressen? Die Todten beißen Niemand. Da ich sehe, daß Keiner von euch Courage hat, so will ich selbst hineingehen!"

Mit diesen Worten stützte er die Brust auf den Rand des Sarges, und streckte, den Kopf nach außen gewandt, die Beine hinein, um sich hinunterzulassen. Als Andruccio dieß sah, richtete er sich empor, packte den Pfaffen an einem Beine, und that, als wollte er ihn herunterziehen. Kaum aber fühlte dieß der Priester, so schrie er laut auf, und sprang mit einem mächtigen Satze aus dem Sarge. Darüber erschracken die Andern so gewaltig, daß sie davonliefen, als ob hunderttausend Teufel hinter ihnen her wären. Als Andruccio dieß gewahr wurde, fiel ihm eine Centnerlast vom Herzen; er sprang schnell empor, und ging durch dieselbe Thüre aus der Kirche, durch welche er hereingekommen war. Der Morgen brach so eben an, als er, mit seinem Ring am Finger, an das Meeresufer, und von da in sein Gasthaus gelangte, wo seine Gefährten und der Wirth die ganze Nacht hindurch um ihn in der größten Sorge gewesen waren. Nachdem er ihnen seine Abenteuer erzählt hatte, riethen ihm der Wirth und alle die Andern,

Neapel sogleich zu verlassen, was er den auch schleunig that. Und so kehrte er denn also nach Perugia zurück, nachdem er sein Geld, für welches er Pferde kaufen wollte, in einen Ring umgesetzt hatte.

VI. Novelle.

Donna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird darauf mit zwei kleinen Ziegen auf einer Insel gefunden, und begibt sich nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter, und wird in den Kerker geworfen. Unterdessen empört sich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von seiner Mutter erkannt, und heirathet die Tochter seines Herrn; der Bruder findet sich gleichfalls wieder, und beide gelangen zu großem Ansehen.

Ueber die Abenteuer des Andreuccio, wie sie Fiametta erzählt hatte, waren sowohl die Damen, als die jungen Männer mehrmals in lautes Lachen ausgebrochen. Nach dem Ende der Geschichte, hob nun Emilie auf den Wink der Königin folgendermaßen an:

„Beschwerlich und drückend sind uns die so mancherlei Wechsel des Glückes; man kann von ihnen kaum sprechen hören, ohne aus dem Schlummer, in den uns ein günstiges Schicksal einwiegt, aufgeweckt zu werden. Meines Erachtens eignen sich dergleichen Erzählungen gleich gut für Glückliche, als für Unglückliche; denn die Ersteren lehren sie, auf ihrer Huth zu sein, und die Letzteren

können aus ihnen Troſt ſchöpfen. Wiewohl ihr nun jetzt ſchon Mehreres der Art gehört habt, ſo will ich euch doch noch eine ähnliche Geſchichte erzählen, welche eben ſo wahr, als rührend iſt, und bei der, wenn ſie endlich auch noch einen glücklichen Ausgang nimmt, doch ſo viele und ſchwere Unglücksfälle vorkommen, daß ich mir kaum denken kann, das ſpätere Glück habe dafür einen Erſatz bieten können.

Es wird euch nicht unbekannt ſein, liebe Schweſtern, daß nach dem Tode des Kaiſers Friedrich des Zweiten Manfred zum König von Sicilien gekrönt wurde. Bei dieſem ſtand ein Edelmann aus Neapel, Namens Arrighetto Capece in großem Anſehn, welcher ſich mit Beritola Caraccciola, einer ſchönen Neapolitanerin von guter Familie, verheirathet hatte. Während nun dieſem Arrighetto die Regierung der Inſel anvertraut war, erfuhr er, daß König Karl zu Benevent den Manfred beſiegt und umgebracht, und daß ſich das ganze Königreich dem Erſteren zugewendet habe. Weil er nun in die ſchwankende Stimmung der Sicilianer wenig Vertrauen ſetzte, und ſich dem Feinde ſeines Fürſten nicht unterwerfen wollte, ſo bereitete er ſich zur Flucht. Da indeß die Sicilianer von ſeinem Vorhaben Kunde erhielten, nahmen ſie ſchleunigſt ihn und viele andere Freunde des Königs Manfred gefangen, und lieferten ſie an König Karl aus, dem ſie die ganze Inſel übergaben. Madonna Beritola, die bei einem ſo plötzlichen Umſturz der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden war, ließ, wegen deſſen, was ſich bereits ereignet, in größter Beſorgniß, und fürchtend, daß ihre Ehre gekränkt werden könne, alles ihr Angehörige zurück, und floh,

mit ihrem etwa achtjährigen Sohne Giuffredi, hochschwanger, auf einem Kahne nach Lipari. Dort gebar sie einen Sohn, welchen sie Scacciato (den Verjagten) nannte. Darauf nahm sie eine Amme, und begab sich mit Allen auf ein kleines Schiff, um auf demselben nach Neapel zu ihren Verwandten zurückzukehren. Doch es kam ganz anders, als sie gedacht hatte. Denn das Fahrzeug, das nach Neapel bestimmt war, wurde durch die Gewalt des Sturmes nach der Insel Ponza verschleudert, wo sie in einen kleinen Meerbusen einliefen, um dort besseren Wind für ihre weitere Reise zu erwarten. Donna Beritola stieg mit den Uebrigen an das Land, und suchte sich einen stillen und abgeschiedenen Ort, wo sie sich ganz allein niedersetzte, und um ihren Arrighetto weinte. Da sie dieses jeden Tag wiederholte, so geschah es einstmals, daß, während sie dort ihrem Schmerze nachhing, eine Galeere voll Corsaren herbeikam, ohne daß die Matrosen und andere Reisegefährten es bemerkt hätten, welche die Letztern ohne Widerstand gefangen mit sich fort führte. Als nun Frau Beritola ihre tägliche Klage beendet hatte, und nach ihrer Gewohnheit zum Ufer zurückkehrte, um ihre Söhne wieder zu sehen, fand sie Niemand mehr. Anfangs war sie sehr darüber verwundert; aber bald konnte sie sich denken, was geschehen sein möchte. Ihre Ahnung wurde zur Ueberzeugung als sie auf das Meer hinaussah, und dort eine Galeere erblickte, die sich noch nicht weit entfernt hatte, und welche sie auch das Schiffchen ganz deutlich hinter sich herziehen sah. Jetzt wurde es ihr zur fürchterlichen Gewißheit, daß sie nicht bloß ihren Mann, sondern auch ihre Kinder verloren habe, und hier allein zurückgeblieben sei, ohne irgend eine Hoffnung,

jemals Einen von den Ihrigen wiederzufinden. Und so sank sie denn, laut nach ihrem Mann und Kindern schreiend, ohnmächtig am Meeresstrande nieder. Es war kein Mensch da, der ihr mit frischem Wasser oder andern geeigneten Mitteln hätte zur Hülfe kommen können; ihre Lebensgeister hatten daher völlige Freiheit, nach Belieben in der Irre umherzuschweifen. Als sich endlich ihr schwacher Körper erholte, und sie wieder zum Bewußtsein kam, brach sie in Thränen und laute Klagen aus. Sie rief auf's Neue weit und breit nach ihren Kindern umher, und suchte sie in jeder Höhle der Insel. Als sie aber endlich einsah, daß alle ihre Mühe vergeblich war, und die Nacht hereinbrach, gab sie zwar noch nicht alle Hoffnung auf, aber wurde für den Augenblick um sich selbst besorgt. Sie verließ daher das Ufer, und verbarg sich in jene Höhle, wo sie täglich geweint und geklagt hatte. Nachdem sie dort die Nacht unter Angst und unsäglichen Thränen hingebracht, und endlich der Morgen tagte, fühlte sie sich, weil sie des Abends vorher nichts genossen, durch den Hunger genöthigt, Kräuter zu essen. Als sie sich nun auf diese Weise kümmerlich gesättigt hatte, hing sie traurig dem Gedanken über ihre Zukunft nach. Während sie nun noch in sich selbst vertieft war, bemerkte sie auf einmal ganz in ihrer Nähe eine Ziege, die nach einer Höhle ging, einige Zeit darauf wieder herauskam, und in den Wald lief. Das machte sie neugierig; sie ging also nach der Höhle aus welcher die Ziege herausgekommen war, und fand dort zwei junge Zieglein, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen sein mochten, welche als ihr die niedlichsten und zierlichsten Geschöpfe von der Welt erschienen. Da sie nun nach ihrer neulichen Niederkunft noch Milch in der Brust

hatte, so legte sie die kleinen Thierlein an ihre Brust, und ließ sie saugen, was sie von ihr eben so gern annahmen, als ob es ihre Mutter gewesen wäre; auch machten sie künftig zwischen dieser und der Dame keinen Unterschied. Letztere dagegen hatte nun doch an dem einsamen Orte eine Gesellschaft gefunden; sie lebte von Kräutern, trank Wasser, gedachte voll Trauer ihres Gatten, ihrer Söhne und ihrer ganzen Vergangenheit, wurde aber dabei nach und nach mit der alten Ziege eben so vertraut, wie mit den Kleinen, und beschloß, auf jener Insel zu leben und zu sterben. Und so verweilte denn die edle Dame daselbst mehrere Monate hindurch gleich einer Wilden, bis es sich endlich begab, daß ein pisanisches Fahrzeug an derselben Stelle landete, wo sie zuerst angekommen war, und etliche Tage über daselbst rastete. Auf demselben nun befand sich ein Edelmann, Namens Markgraf Currado Malespini mit seiner tugendsamen und frommen Gemahlin, welche Beide von einer Pilgerschaft nach den heiligen Orten der Provinz Puglia kamen, und jetzt nach Hause zurückkehren wollten. Nun unternahm Currado eines Tages, um sich die Zeit zu verkürzen, mit seiner Gattin, einigen Dienern und seinen Hunden einen Streifzug durch die Insel. Nahe an der Stelle, wo sich Frau Beritola befand, spürten Currado's Hunde die jungen Zieglein auf, die inzwischen heraufgewachsen waren, und grasend umherliefen. Als dieselben die Hunde bemerkten, ergriffen sie die Flucht, und wandten sich nach der Höhle, wo Frau Beritola wohnte. Diese aber erhob sich, als sie die Kleinen verfolgt sah, ergriff einen Stock und verjagte die Hunde. Als nun Currado und seine Gemahlin, die ihren Hunden gefolgt waren, dazu kamen,

und die Frau erblickten, die ihnen von der Sonne verbrannt und mit verwirrtem Haar gegenüber stand, geriethen sie in große Verwunderung; Madonna Beritola jedoch verwunderte sich noch weit mehr über sie. Currado mußte auf ihr Verlangen die Hunde zurückrufen; aber erst nach vielem Bitten wurde sie bewogen, zu entdecken, wer sie sei, und was sie hier für ein Leben führe. Nachdem sie ihnen nun ihre ganze Lage und ihre harten Schicksale vollständig erzählt und den Entschluß ausgesprochen hatte, hier zu bleiben weinte Currado vor Theilnahme, weil er Arrighetto Capece sehr genau gekannt hatte. Darauf bemühte er sich, sie von diesem verzweifelten Entschlusse abzubringen. Er machte ihr den Antrag, sie in seine Heimath mitzunehmen, wo er sie so gut halten wolle, als wie eine leibliche Schwester, und wo sie so lange bleiben könne, bis ihr der Himmel ein besseres Schicksal bereiten würde. Da die Dame diese Anerbietungen nicht annehmen wollte, so ließ sie jetzt Currado mit seiner Frau allein, und sagte ihr, sie möchte ihr etwas zu essen bringen lassen, ihr einige von ihren Kleidern geben, weil sie ganz zerlumpt war, und sie unter allen Umständen dazu vermögen, mit ihnen zu gehen. Die edle Dame weinte, als sie sich mit Frau Beritola allein sah, erst lange über ihre Unglücksfälle; darauf ließ sie Kleider und Speisen herbeischaffen, brachte aber jene nur mit der größten Mühe so weit, die einen anzunehmen, und die andern zu essen. Endlich bewog sie sie auch, da Frau Beritola sich weigerte, irgend wohin zu gehen, wo man sie kannte, mit ihnen nach Luigniana zu reisen. Doch machte es Frau Beritola zur unerläßlichen Bedingung, daß die beiden Zicklein und die Ziege, welche in der Zeit zurückgekommen

waren, sie begleiten dürften. Als es nun besseres Wetter geworden war, ging Frau Beritola mit Currado und seiner Gemahlin zu Schiffe, wohin auch die Ziege und ihre Jungen gebracht wurden, nach denen Frau Beritola, da man ihren Namen ganz geheim hielt, Capriuola genannt wurde. Ein günstiger Wind brachte sie schnell zu der Mündung des Magra, wo sie ausstiegen, und sich nach den Schlössern des Currado begaben. Hier lebte denn Frau Beritola in Wittwentracht ehrbar, bescheiden und gehorsam als Gesellschaftsdame bei der Gemahlin des Currado, sorgte immer für die Ziegen, und gab ihnen ihr Futter.

Unterdessen waren die Corsaren, welche in Ponza das Schiff geraubt hatten, auf dem Frau Beritola gekommen, mit allen Andern bis auf sie, die man nicht vermißte, nach Genua gefahren. Dort wurde die Beute unter die Eigenthümer des Schiffes vertheilt, und es hatte sich getroffen, daß unter mehreren andern Stücken die Amme der Frau Beritola mit den beiden andern Kindern einem Herrn Guaspárino d' Oria zugefallen war, der sie alle drei in sein Haus schickte, um sie dort als Sklaven zu halten. Die Amme war über den Verlust ihrer Herrin und über das traurige Schicksal, in welchem sie sich mit den beiden Kindern befand, außerordentlich betrübt, und vergoß viele Thränen. Als sie jedoch einsah, daß all' ihr Weinen nichts fruchtete, und sie mit ihnen doch nun einmal jetzt Sklavendienste thun müsse, entschloß sie sich, da sie, obgleich eine arme Frau, doch weise und verständig war, sich für's Erste so gut als möglich zu trösten; darauf betrachte sie ihre Lage und überlegte, daß den beiden Kindern, in dem Zustande, in welchen sie gerathen waren, ihr wahrer

Name, wenn er bekannt würde, leicht einmal gefährlich werden könnte. Uebrigens gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sich ihr Schicksal in Zukunft noch einmal ändern möchte, und sie, wenn sie am Leben blieben, in ihren früheren Zustand zurückkehren könnten. Sie beschloß daher, Niemand zu offenbaren, wer sie wären, bis der rechte Zeitpunkt dazu gekommen sein würde. Allen, von denen sie darum befragt ward, sagte sie, es seien ihre Kinder, und nannte den Aeltern nicht Giuffredi, sondern Gianotto de Procida; den Namen des Jüngern zu ändern hielt sie nicht für nöthig. Ferner machte sie dem Guiffredi mit großer Sorgfalt begreiflich, weßhalb sie ihn umgetauft habe, und in welche Gefahr er gerathen könne, wenn man ihn erkennte, und das wiederholte sie dem Knaben so oft, daß dieser, welcher Einsicht hatte, die Vorschriften der Amme genau befolgte. Und so lebten denn also die beiden Knaben in schlechten Kleidern und noch schlechteren Schuhen mehrere Jahre lang mit ihrer Amme in dem Hause des Herrn Gasparino, wo man sie zu den niedrigsten Diensten verwendete. Als indessen Gianotto sechszehn Jahre alt geworden war, und zu einem Selbstgefühl erwachte, das sich mit Sklavendiensten nicht mehr vertragen konnte, verließ er seine Stelle bei Herrn Gasparino, und schiffte sich, seiner gedrückten Lage von Herzen überdrüssig, auf einer nach Alexandria bestimmten Galeere ein. Er wandte sich jetzt nach verschiedenen Ländern, konnte aber nirgends etwas vor sich bringen. Und so verstrichen denn nach der Zeit, wo er Herrn Gasparino verlassen hatte, drei oder vier Jahre, in welcher Zeit er zu einem stattlichen und wohlgebildeten Manne herangewachsen war. Da erfuhr er denn, daß sein Vater

welchen er schon längst todt geglaubt hatte, zwar noch lebe, aber von dem König Karl in engem Gewahrsam gehalten werde. Nachdem er nun lange in der Verzweiflung umhergeirrt war, gelangte er auch nach Luigiana, nahm dort Dienste bei Currado Malespina, und zeigte sich diesem so treu und anhänglich, daß er sich seine höchste Gunst erwarb. Ob er nun gleich dort seine Mutter, welche bei Currado's Gemahlin wohnte, einigemale sah, so erkannten sie einander beide doch nicht, so sehr hatte den Einen und die Andre das Alter, im Vergleich zu der Zeit, wo sie das letztemal zusammen gewesen waren, verändert.

Während Giannotto in Currado's Diensten stand, kehrte eine Tochter des Letzteren, Namens Spina, welche durch den Tod ihres Mannes, eines Nicolo von Grignano, zur Wittwe geworden, in das Vaterhaus zurück. Diese war ein außerordentlich reizendes und liebenswürdiges Mädchen, kaum sechszehn Jahre alt. Da geschah es denn, daß sie sowohl auf den Giannotto, als er auf sie, ein Auge warf, und Beide sich sterblich in einander verliebten. Diese Neigung blieb nicht lange unbefriedigt; beide pflogen mehrere Monate hindurch einen vertrauten Umgang, von dem jedoch keine Seele eine Ahnung hatte. Dieser Umstand indeß machte die beiden Liebenden am Ende gar zu sicher, und sie gingen bei ihren Zusammenkünften unvorsichtiger zu Werke, als es in solchen Angelegenheiten rathsam ist. Als sie daher eines Tages in einem schönen und schattigen Haine mit Gianotto lustwandelte, verließen sie Beide die übrige Gesellschaft, eilten in die Gebüsche, und nachdem sie weit genug von den Andern entfernt zu sein glaubten, setzten sie sich an einer rings von Bäumen

umgebenen Stelle auf Blumen und Kräuter nieder, und ließen ihrer Liebe freien Lauf. Ob sie nun gleich bereits eine längere Zeit daselbst die höchste Wonne empfunden hatten, so dünkte ihnen doch die Stunde nur eine Minute, daher sie dort plötzlich zuerst von der Mutter der Dame, und dann von Currado selbst überrascht wurden. Letzterer war bei diesem Anblick im höchsten Grade entrüstet, ließ sie Beide, ohne den Grund davon zu sagen, von drei Dienern festnehmen und gebunden nach einem seiner Schlösser transportiren, und hatte, von Zorn übermannt, den Entschluß gefaßt, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Die Mutter der Dame war nun zwar ebenfalls höchst aufgebracht und fest überzeugt, daß die strengste Züchtigung für diesen Fehltritt ihrer Tochter nicht zu hart wäre; dennoch aber ging es ihr nah, als sie aus einigen Aeußerungen Currado's errieth, was dieser mit den Beiden vorhatte. Sie eilte daher sogleich ihrem schwererzürnten Gemahl nach, und beschwor ihn, in der Sache doch nicht zu rasch zu handeln, und sich bei seinem gesetzten Alter in der Hitze des Jähzorns nicht zum Mörder seiner Tochter zu machen; es werde sich wohl schon irgend ein anderes Mittel finden, um seine Rachsucht zu befriedigen, indem er sie gefangen setzen, im Kerker festhalten, und dort den begangenen Fehler abbüßen lassen könnte. Mit diesen und vielen andern Worten setzte ihm denn die fromme Dame so lange zu, daß er den Plan, sie umzubringen, aufgab, und statt dessen befahl, sie Beide an verschiedenen Orten einzukerkern, streng zu bewachen, und ihnen die schlechteste Kost zu verabreichen, bis er anders über sie verfügen würde. Welches Leben die beiden Liebenden hier in der Gefangenschaft unter fortwährenden Thränen und bei

längerem Fasten, als ihnen lieb war, führten, kann sich wohl ein Jeder leicht denken. Indeß nun Giannotto und Spina so traurig lebten, und schon ein Jahr verstrichen war, ohne daß Currado ihrer gedacht hätte, geschah es, daß der König Pedro von Arragonien in Verbindung mit Johann von Procida die Insel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entriß, worüber Currado, als ein begeisterter Ghibeline eine große Festlichkeit anstellte. Da Gianotto dieses durch einen Gefängnißwärter erfuhr, seufzte er laut auf, und sagte: „O gütiger Himmel, schon seit vierzehn Jahren irre ich nun in der Welt umher, ohne auf etwas Anderes, als dieß zu warten, und nun es geschehen ist, sitze ich hier im Kerker, ohne eine Hoffnung, jemals herauszukommen!“ „Nun,“ versetzte der Gefängnißwärter, „was kümmert dich denn das, was so große Könige thun? Was hast du denn in Sicilien zu schaffen?“ Darauf erwiederte ihm Giannotto: „Es ist mir, als sollte mir das Herz im Leibe zerspringen, wenn ich daran denke, was mein Vater dort zu sagen hatte. Denn ob ich gleich bei unserer Flucht noch ein kleiner Knabe war, so entsinne ich mich doch noch, daß ich sah, wie er zur Zeit des Königs Manfred über die ganze Insel zu gebieten hatte.“ „Nun, und wer war denn dein Vater?“ fragte der Kerkermeister. „Wer mein Vater war?“ wiederholte Giannotto. „Daraus brauche ich jetzt kein Geheimniß mehr zu machen, weil die Gefahr nun vorüber ist, welche mich bewog, es zu verschweigen. Er hieß, und heißt, sofern er noch am Leben ist, Arrighetto Capece, und mein Name ist nicht Giannotto, sondern Giuffredi, und ich zweifle nicht, wenn ich von hier nach Sicilien gelangen

könnte, dort sogleich eine der höchsten Stellen zu erhalten." Der Gefängnißwärter fragte jetzt nicht weiter, sondern berichtete auf der Stelle das ganze Gespräch dem Currado. Dieser that zwar gegen den Schließer, als ob ihn die Nachricht wenig kümmere, begab sich aber doch sogleich zu der Frau Beritola, und fragte sie freundlich, ob sie von Arighetto einen Sohn Namens Guiffredi gehabt habe. Mit Thränen in den Augen antwortete die Dame: wenn der Aelteste von ihren beiden Söhnen noch am Leben wäre, so würde er so heißen und gegen zweiundzwanzig Jahre alt sein. Als Currado dieß hörte, wurde es ihm klar, daß Giannotto ihr Sohn sein müsse; auch fiel es ihm ein, daß er, wenn dem also wäre, zugleich ein großes Werk der Barmherzigkeit thun und seine und seiner Tochter Schande tilgen könnte, wenn er diese Giannotto zur Frau gäbe. Deßhalb ließ er den Giannotto heimlich zu sich bescheiden, befragte ihn genau über seine früheren Lebensverhältnisse, und da er sich deutlich überzeugte, daß er wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capece sei, sagte er zu ihm: Du weißt Giannotto, welche schwere Beleidigung du mir und meiner Tochter angethan hast, während es dir, als einem Diener, den ich stets auf's Beste behandelte, wohl angestanden hätte, meine Ehre und mein Eigenthum zu erhalten und zu befördern. Wahrlich Viele würden dich nach ähnlichem Betragen eines schmählichen Todes haben sterben lassen. Du dankst deine Schonung nur meiner Herzensgüte. Weil du nun aber wirklich, wie du sagst, der Sohn eines Edelmanns und einer adeligen Mutter bist, so will ich, sofern du mir beistimmst, deinen Leiden ein Ende machen, dich aus dem Elend der Gefangenschaft, in wel-

cher du schmachtest, erlösen, und unsere beiderseitige Ehre wiederherstellen. Spina, zu welcher du eine zärtliche, obwohl unschickliche Neigung hegtest, ist, wie du weißt Wittwe, und hat eine ansehnliche Mitgift zu erwarten; ihr moralischer Charakter und ihre Eltern sind dir bekannt; über deine gegenwärtige Lage will ich schweigen. Dem Allen sei nun wie ihm wolle, ich habe jetzt den Entschluß gefaßt, Spina, mit welcher du verbotenen Umgang pflegtest, zu deinem ehelichen Weibe zu machen, und nachher magst du dann als mein eigner Sohn hier bei uns so lange bleiben, als es dir gefällt." — Durch die lange Gefangenschaft waren Giannotto's Kräfte allerdings sehr erschöpft worden, aber der Edelsinn, den er von seinen Eltern geerbt, hatte sich um nichts vermindert, und eben so wenig die Liebe zu seiner Dame. Ob er nun aber gleich nach dem, was ihm Currado anbot, das heftigste Verlangen trug, und den Besitz desselben jetzt völlig in seiner Hand hatte, so milderte er doch kein Wort von dem, was ihm sein Stolz eingab, und sagte: Currado, ich habe weder deinem Leben noch deinem Besitzthum aus Geldgier oder aus irgend einem andern schlechten Grunde verrätherischer Weise nachgetrachtet. Ich liebte deine Tochter, liebe sie, und werde sie immerdar lieben, weil ich sie meiner Liebe werth erachte. Und wenn ich nach den Vorstellungen des großen Haufens die Ehrbarkeit an ihr verletzte, so beging ich einen Fehltritt, der mit der Jugend untrennbar verbunden ist, und den man nicht ausrotten kann, ohne die Jugend selbst auszurotten. Wenn sich aber die Alten daran erinnern wollten, daß sie auch einmal jung gewesen, und an fremde Fehler den Maasstab ihrer eignen legten, und umgekehrt, so würde dies Verbrechen nicht

so schwarz erscheinen, als es dir und Andern aussieht. Uebrigens habe ich es nicht als Feind, sondern als Freund gethan. Was du mir jetzt anbietest, das war von jeher mein lebhaftester Wunsch, auf dessen Erfüllung ich auch schon längst losgesteuert wäre, wenn ich dabei auf einen glücklichen Erfolg hätte rechnen können. Dein Antrag soll mir jetzt um so schätzbarer sein, je weniger ich an denselben denken konnte. Aber spielst du etwa ein falsches Spiel mit mir, so bitte ich dich, laß mich in meinen Kerker zurück bringen, und wenn du ein Wohlgefallen daran hast, so laß mich dort verschmachten; denn so lange ich Spina lieben werde, eben so lange werde ich um ihretwillen auch dich lieben, und dich, was du mir auch immer zu Leide thun magst, dennoch in Ehren halten.

Als Currado diese Worte hörte, verwunderte er sich, und glaubte darin einen hohen Sinn und eine glühende Liebe zu erkennen, um derentwillen er ihn nur lieber gewann; daher stand er auf, umarmte und küßte ihn, und ließ ohne weiteren Verzug Spina herbeirufen. Ihre Gestalt hatte sich in dem Gefängniß sehr verändert; sie war mager und bleich geworden und sah sich nicht mehr ähnlich, wie es dem Giannotto gleichfalls geschehen war. Beide verlobten sich darauf feierlich und von ganzem Herzen übereinstimmend vor Currado nach den herkömmlichen Gebräuchen. Aus Gründen verschwieg Currado das Geschehene vor der Welt, in welcher Zeit er jedoch die Verlobten mit Allem versorgte, was sie brauchten oder wünschten. Als ihm nun endlich der rechte Moment gekommen zu sein schien, die Mutter des jungen Paares an dieser Freude Theil nehmen zu lassen, beschied er seine Frau und die Cavrivnola zu

sich und fragte die Letztere: „Was würdet Ihr wohl dazu sagen, wenn ich Euch Euern ältesten Sohn als den Gemahl einer meiner Töchter zurückbringen würde?“ Worauf die Cavrivuola antwortete: Was denn sollte ich wohl anders darauf sagen, als daß ich, wofern es möglich wäre, Euch verbindlicher zu sein, als ich dieses bereits sein muß, Euch noch weit dankbarer sein müßte, weil ich von Euch empfangen würde, was mir lieber ist, als mein eignes Dasein. O wenn Ihr mir ihn so wiedergäbet, wie Ihr saget, so würdet Ihr in mir eine bereits fast erloschene Hoffnung neu beleben!“ — Nach diesen Worten konnte sie nicht weiter sprechen, und brach in einen Strom von Thränen aus. Jetzt fragte Currado seine Gattin: „Wie würde es dir denn wohl gefallen, wenn ich dich mit einem solchen Schwiegersohn beglückte?“ „Nun,“ versetzte diese, „ich sehe nicht auf den Adel; mir würde der Geringste lieb sein, wenn er Euch angenehm wäre.“ „Dann ist es schon recht,“ sagte Currado; „denn, wisset es nur, daß ich es vorhabe, Euch in den nächsten Tagen mit einer Freude dieser Art zu überraschen.“

Als nun die beiden Liebenden nach einigen Tagen ihr voriges Aussehen wiedergewonnen hatten, ließ ihnen Currado kostbare Kleider anziehen, und fragte den Giuffredi: „Würde deine Freude hier wohl noch einen höhern Grad erreichen, wenn du deine Mutter wiederfändest?“ „Es ist mir unwahrscheinlich,“ entgegnete Giuffredi „daß sie nach ihren vielen Leiden und Unglücksfällen noch am Leben sein kann. Wenn dieses aber dennoch der Fall wäre, so würde meine Freude grenzenlos sein, weil ich durch ihren guten Rath und Auskunft einen großen Theil meines Vermögens in Sicilien

zurückerhalten würde.“ Darauf ließ Currado die beiden Frauen herbeirufen, und diese bezeugten den beiden Neuverlobten die lebhafteste Freude, ohne sich jedoch erklären zu können, wodurch sich Currado wohl hätte bestimmen lassen, Giannotto mit seiner Geliebten zu verbinden. Frau Beritola faßte indeß, in Folge der frühern Reden Currados, den Letzteren schärfer in's Auge, und fand in seinem Gesicht bald eine Erinnerung an die jugendlichen Züge ihres Sohnes. Daher stürzte sie jetzt, ohne weiteren Aufschluß zu erwarten, an seine Brust. Das Uebermaas ihrer mütterlichen Liebe und Freude erstickte alle Worte; halb ohnmächtig verharrte sie in den Armen ihres Sohnes. Dieser wunderte sich nun zwar, daß er sie früher in demselben Schlosse oftmals gesehen, und nie erkannt haben sollte; doch bald regte sich in ihm das Blut, das er von ihr empfangen, er klagte sich selbst an wegen seiner früheren Sorglosigkeit, hielt sie mit Thränen in den Armen, und drückte zärtliche Küsse auf ihre Lippen. Nachdem nun Frau Beritola mit Hülfe von Currados Gemahlin und Spina durch frisches Wasser und andere Mittel wieder zum Bewußtsein gebracht worden war, umarmte sie unter Thränen und zärtlichen Ausrufungen ihren Sohn von neuem und küßte ihn wohl tausendmal. Als sie einander nun schon drei oder viermal zur großen Freude der Umstehenden umfangen hatten, erzählten sie einander Alles, was sich mit ihnen ereignet hatte. Darauf sagte Giuffredi zu Currado, welcher etlichen seiner Freunde zu deren großer Zufriedenheit bereits von der neugeschlossenen Verbindung Nachricht ertheilte, und so eben ein glänzendes Fest veranstaltete: „Currado, Ihr habt mir schon manche Freude gemacht, und meiner Mutter lange Zeit

Ehre bezeigt. Jetzt ersuche ich Euch nun, um nichts zu unterlassen, was für uns zu thun in Euren Kräften steht, daß Ihr meine Mutter und mich an meinem Vermählungsfeste durch die Gegenwart meines Bruders erfreut, welcher als Sklave bei Gasparino d'Oria dient, und der, wie ich Euch bereits sagte, ihn und mich geraubt hat. Ferner bitte ich Euch, Jemand nach Sicilien zu schicken, um sich dort genau nach den obwaltenden Verhältnissen zu erkundigen, und nachzuforschen, ob mein Vater todt ist, oder noch lebt, und in welcher Lage er sich im letztern Falle befindet, über welches Alles er uns dann Bescheid bringen mag."

Currado war mit diesem Vorschlag Giuffredi's völlig einverstanden, und schickte sogleich zwei zuverlässige Leute nach Genua und Sicilien. Der Erste derselben, den er nach Genua gesandt hatte, traf Herrn Gasparino, und bat ihn in Currado's Namen inständig, diesem den Scacciato und dessen Amme zuzuschicken, und erzählte dabei der Ordnung nach Alles, was Currado für Giuffredi und seine Mutter gethan hatte. Gasparino erstaunte sehr über diese Nachrichten, und versetzte: „Ohne Zweifel werde ich für Currado Alles thun, was er nur wünschen kann; auch habe ich allerdings schon seit vierzehn Jahren den Knaben mit seiner Mutter im Hause, und bin bereit, ihm diese zuzuschicken. Aber sage ihm doch in meinem Namen, er möge überlegen, ob er den Geschichten des Giannotto, der sich, wie du mir berichtest, jetzt Giuffredi nennt, nicht zu vielen Glauben geschenkt habe, oder noch schenke; denn er ist weit verschlagener, als sich Currado träumen läßt." Darauf ließ er den Abgesandten ehrenvoll bewirthen, berief insgeheim die

Amme zu sich, und befragte sie über diese Sache. Als diese von dem Aufstand in Sicilien gehört und erfahren hatte, daß Arrighetto noch am Leben sei, faßte sie Muth, und erzählte ihm, wie sich Alles zugetragen, und aus welchen Gründen sie so gehandelt habe.

Da nun die Aussagen der Amme genau mit den Berichten von Currado's Abgesandten übereinstimmten, so fing Herr Gasparino an, der Sache einigen Glauben beizumessen. Er prüfte die Angelegenheit von allen Seiten, und schämte sich, nachdem er sich von der Wahrheit überzeugt, der übeln Behandlung des Knaben; und um ihn nun für dieselbe zu entschädigen, gab er dem Arrighetto, dessen Rang und Lebensverhältnisse er jetzt kannte, seine reizende etwa eilfjährige Tochter mit einer großen Mitgift zur Frau. Als das glänzende Hochzeitfest vorüber war, segelte er mit dem jungen Manne, mit seiner Tochter, den Abgesandten Currado's und mit der Amme und einer wohlbewaffneten Galeere nach Lerici. Dort wurde er von Currado ehrenvoll empfangen und mit seiner ganzen Gesellschaft auf ein nahes zu den bevorstehenden festlichen Tagen eingerichtetes Schloß geführt. Die Freude der Mutter bei dem Wiedersehen ihres Sohnes, die Wonne der beiden Brüder, welche die treue Amme herzlich bewillkommneten; die frohe Begrüßung von allen Seiten, und endlich die Herzenslust Currado's, seiner Gemahlin, seiner Kinder und Freunde läßt sich mit Worten nicht schildern; Eure eigne Phantasie wird sich die ganze Situation am besten ausmalen können.

Damit jedoch die Freude den höchsten Grad erreichen möchte, gefiel es Gott, welcher am reichsten gibt, wenn er einmal geben will, zu derselben Zeit auch die besten

Nachrichten von der günstigen Lage des Arrighetto Capece eintreffen zu lassen. Denn als bei dem herrlichen Feste die Gäste an der Tafel noch mit dem ersten Gerichte beschäftigt waren, langte der Abgesandte an, welcher nach Sicilien geschickt worden war, und berichtete unter Anderem von Arrighetto, daß, indem er noch, von König Karl in Haft gehalten worden, das Volk, als sich der Aufstand gegen die Franzosen an jenem Orte erhoben, voll Wuth nach seinem Gefängniß gerannt sei, die Wachen todtgeschlagen, ihn herausgeholt, als geschworenen Feind des Königs Karl an die Spitze gestellt, und darauf unter seiner Anführung die Franzosen vertrieben und getödtet habe. Dadurch habe er sich denn in die höchste Gunst des Königs gesetzt, welcher ihm alle Güter und Ehrenstellen zurückgegeben, so daß er jetzt ein Mann vom größten Ansehen geworden sei. Der Gesandte fügte noch hinzu, daß ihn Arrighetto auf das Ehrenvollste empfangen und die größte Freude über seine Frau und seinen Sohn bezeigt, von denen er seit seiner Gefangennehmung nicht das Geringste gehört habe. Auch habe er eine Fregatte und etliche Edle, die ihm folgten, mitgesandt, um die Seinigen abzuholen. — Man hatte den Abgesandten mit allgemeiner Freude empfangen und angehört. Currado ging jetzt mit einigen von seinen Freunden schleunigst den Edelleuten entgegen, welche wegen Frau Beritola und Guiffredi geschickt worden waren, begrüßte sie freundlichst, und brachte sie zu einem Gastmahle, das etwa bis zur Mitte gediehen sein mochte. Frau Beritola, Giuffredi und alle Andere empfingen sie so fröhlich, als es wohl nur selten der Fall sein mag. Doch ehe sie an der Tafel Platz nahmen, entboten sie im Namen Arri-

ghetto's dem Currado und seiner Gemahlin Gruß und Dank für die Ehre, welche sie seiner Gattin und seinem Sohne erzeigt, und forderten sie auf, über Arrighetto, und was nur in dessen Kräften stünde, nach Belieben zu verfügen. Darauf wandten sie sich auch an Herrn Gasparino, dessen Verdienste ihnen früher unbekannt gewesen waren, und erklärten ihm, sie seien versichert, daß, sobald Arrighetto hören würde, was er für jenen gethan, er es ihm eben so sehr, wo nicht noch mehr Dank wissen würde. Dann gesellten sie sich zu dem fröhlichen Festmahl. Die Festlichkeiten, welche Currado zu Ehren seines Schwiegersohnes und seiner Freunde anstellte, dauerten mehrere Tage lang. Nachdem sie nun zu Ende waren, meinten Frau Beritola und Giuffredi, wie auch die Andern, es sei nun doch Zeit aufzubrechen. Und so bestiegen sie denn unter vielen Thränen des Currado, seiner Frau und des Herrn Gasparino in Gesellschaft der Spina das Schiff, das ihnen Arrighetto gesandt, und nahmen von jenen Abschied. Mit günstigem Winde landeten sie bald in Sicilien, wo sie insgesammt von Arrighetto in Palermo mit einer nicht zu schildernden Reihe von Festlichkeiten empfangen wurden. Und dort sollen sie, wie man sagt, noch lange Zeit glücklich und der bezeigten Wohlthaten eingedenk in Gottes Gnaden gelebt haben.

VII. Novelle.

Der Sultan von Babylonien schickt seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau. Dieselbe geräth durch verschiedene Zufälle und an verschiedenen Orten binnen vier Jahren neun Männern in die Hände. Endlich wird sie wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, worauf sie als vorgebliche Jungfrau zu dem König von Algarbien reist, um diesen, zufolge ihrer ersten Absicht, zu heirathen.

Emiliens Erzählung würde bei noch längerer Dauer vielleicht die jungen Damen bis zu Thränen gerührt haben, denn alle empfanden die tiefste Theilnahme mit den Schicksalen der Frau Beritola. Als nun Emilie geendet, gefiel es der Königin, daß Pamphilo fortfahren sollte, welcher denn auch sogleich dem Winke derselben gehorsam folgendermaßen anhob:

„Oft, meine anmuthigen Damen, sehen wir nicht ein, was zu unserm Besten dient. Wie Viele standen schon in der Meinung, daß sie, wenn sie Reichthümer erworben hätten, den Rest ihrer Tage heiter und sorglos würden verleben können! Sie beteten nicht nur täglich zu Gott, daß er sie an dieses Ziel führen möge, und scheuten auch keine Anstrengung und Gefahr, um zu diesem Ziel zu gelangen. Und hatten sie es nun endlich erreicht, so fanden sie wegen ihrer Erbschaft in denen Mörder, die, ehe sie reich wurden, ihr Leben beschützten. Wieder Andere bahnten sich aus einem niedrigen Stande durch

tausend gefährliche Schlachten und durch das Blut ihrer Brüder und Freunde den Weg zu der Höhe des Thrones, von welchem sie das höchste Glück erhofften; aber abgesehen von der Angst und den Gefahren, von denen sie sich fortwährend umringt sahen, erkannten sie erst im Tode, daß man an königlichen Tafeln das Gift aus goldnen Bechern trinke. Eine Menge Andere wieder strebten nach Körperstärke, Schönheit und ähnlichen äußern Vorzügen, und überzeugten sich nicht eher von der Verkehrtheit ihrer Wünsche, als bis ihnen diese Dinge das größte Unglück oder den Tod gebracht hatten. Um aber nicht alle menschliche Wünsche und Bestrebungen einzeln durchzugehen, sage ich nur im Allgemeinen, daß Keinen die günstigste Erfüllung seiner Plane vor Unglück sicher stelle. Wir thun demnach am besten daran, wenn wir uns auf den Besitz und Genuß dessen beschränken, was uns derjenige verleiht, welcher am besten weiß, was uns wahrhaft noth thut. Wie viel nun auch die Männer in diesem Punkte fehlen mögen, so sündigt ihr, schöne Damen, doch am meisten darin, daß ihr bloß schön zu sein wünscht, und mit den euch von der Natur zugetheilten Reizen nicht zufrieden seid, sondern dieselben durch alle nur mögliche Künste noch zu erhöhen strebt. Deßhalb will ich euch jetzt die Geschichte einer Saracenin erzählen, welche sich wegen ihrer Schönheit in dem Zeitraum von vier Jahren nicht weniger als neunmal verheirathen mußte.

Vor schon langer Zeit lebte einmal in Babylonien ein Sultan, Namens Beminedab, dem während seiner Regierung fast Alles immer ganz nach Wunsche gegangen war. Dieser hatte unter mehreren Kindern beiderlei Geschlechts auch eine Tochter, Namens Alatiel, die

nach der Meinung Aller, welche sie gesehen hatten, das schönste Frauenzimmer war, welches in der damaligen Welt existirte. Weil ihm nun der König von Algarbien in einer Schlacht gegen die Mauren große Dienste erwiesen, so hatte er diesem auf sein Anhalten die Hand seiner Tochter zugesagt, und schiffte sie mit einem höchst anständigen Gefolge von Herren und Damen mit vielen kostbaren und schönen Geräthen auf einem wohlbewaffneten und bestens gerüstetem Fahrzeuge ein, um so unter dem Schutze des Himmels zu ihrem Bräutigam zu reisen. Sobald nun der Wind günstig schien, spannten die Matrosen die Segel auf, stachen von Alexandrien aus in die See, und schifften einige Tage lang ganz glücklich weiter. Sie hatten bereits Sardinien im Rücken, und glaubten dem Ziel ihrer Reise ganz nahe zu sein, als sich plötzlich Stürme erhoben, die das Schiff, auf welchem sich die junge Prinzessin befand, wild umherschleuderten, so daß die darauf befindlichen Matrosen alle Hoffnung aufgaben, es zu retten. Doch gelang es ihnen durch ihre große Geschicklichkeit, es im Kampf mit dem tobenden Elemente zwei Tage lang aufrecht zu erhalten. Doch als in der dritten Nacht der Sturm noch immer nicht nachließ, sondern sogar noch zunahm, und die Schiffer gar nicht mehr wußten, wo sie waren, (wobei der Himmel von dichten Wolken umzogen und Alles rings umher stockdunkel war) und sie mit aller ihrer Erfahrung zur See nichts mehr ausrichten konnten, bemerkten sie in der Nähe von Majorka, daß das Schiff leck wurde. In dieser verzweifelten Lage, wo sich fast keine Möglichkeit der Rettung mehr zeigte, dachte Jeder nur an sich selbst. Die Schiffsherren begaben sich schleunigst in das Boot, welches sie in das Meer geworfen

hatten, mit dem Entschluß, sich lieber diesem, als dem im Scheitern begriffenen Fahrzeug anzuvertrauen. Eiligst folgten ihnen alle Andern, die im Schiffe waren, wiewohl die zuerst Eingestiegenen sie mit Dolchen hindern wollten, und häuften sich in dem kleinen Boote, um auf diesem dem Tode zu entgehen. Da aber bei dem ungünstigen Winde das Boot nicht so viele Personen tragen konnte, so sank es unter, und es mußten Alle umkommen, die sich darauf befanden.

Inzwischen wurde das Schiff, auf dem Niemand als die junge Dame und ihre Frauen geblieben, welche, von der Wuth des Orkans betäubt, rings wie Todte umherlagen, wiewohl schon ganz zerschellt und voller Wasser, von dem heftigen Wind getrieben, im schnellsten Laufe an die Küste der Insel Majorka verschlagen. Dabei war nun die Gewalt des Stoßes so groß, daß es ungefähr einen Steinwurf fern vom Ufer im Sande stecken blieb, und sich, obgleich die Nacht hindurch von den Fluthen bekämpft, dennoch nicht von der Stelle bringen ließ. Als es nun endlich Tag wurde, und der Sturm nachgelassen hatte, erhob die junge Dame, welche sich dem Tode nahe fühlte, das Haupt, und rief mit schwacher Stimme bald nach dem Einen, bald nach dem Andern von ihren Dienern. Doch ihr Ruf verhallte in die Lüfte; denn sie waren alle zu weit entfernt, um ihre Stimme hören zu können. Als sie nun keine Antwort erhielt, und ringsum Niemand von den Ihrigen erblickte, wurde sie von einem mächtigen Schrecken überfallen, und fürchtete sich sehr; doch richtete sie sich so gut auf, als es ihre Kräfte erlaubten, und da sah sie denn alle Frauen von ihrer Begleitung und die Dienerinnen am Boden umher liegen. Sie redete eine nach der andern an, so laut sie nur konnte, fand aber nur Wenige darunter noch am Leben, denn die meisten

waren an der Seekrankheit und aus Angst gestorben. Dadurch wurde die Furcht der Dame noch mehr gesteigert. Als sie sich nun so ganz allein und verlassen sah, und sich nicht zu rathen und zu helfen wußte, rüttelte sie diejenigen, welche noch am Leben waren, so lange, bis sie sich emporrichteten. Als aber auch diese keine Auskunft darüber zu geben wußten, was aus der Mannschaft geworden sey, und sie entdeckte, daß das Schiff voll Wasser war und auf dem Sande fest saß, hob sie gemeinschaftlich mit ihnen an bitterlich zu weinen. Der Mittag war jetzt bereits seit drei Stunden vorüber, ohne daß sie am Ufer oder sonstwo in der Nähe Jemand bemerkt hätten, den sie um Hülfe und Beistand hätten ansprechen können.

Endlich um die neunte Stunde erschien ein Edelmann, Namens Pericone da Visalgo, welcher von einem Landgut mit mehreren Dienern zu Pferde nach Hause zurückkehrte. Als dieser das Schiff sah, errieth er sogleich, was hier geschehen seyn könnte. Schleunigst gebot er einem Diener, das Wrack zu ersteigen, und ihm Nachricht zu geben, wie es dort aussähe. Trotz allen Schwierigkeiten gelang es dem Diener, dem Befehle seines Herrn nachzukommen, und er fand die junge Dame mit der wenigen ihr übrig gebliebenen Begleitung furchtsam unter dem Verdecke verborgen. Als ihn die Frauenzimmer erblickten, flehten sie ihn weinend um Erbarmen an, und da sie bemerkten, daß er ihre Sprache eben so wenig verstand, als sie die seinige, so suchten sie sich ihm durch Zeichen verständlich zu machen. Der Diener faßte Alles genau auf, und berichtete dann dem Pericone, was er auf dem Schiffe gesehen hatte. Dieser ließ nun sogleich die Frauenzimmer und die besten Kleider, die sich auf dem Wrack befanden, holen, und führte sie auf sein Schloß, wo er sie durch Ruhe und Speisen erquickte. Dabei er-

rieth er aus den köstlichen Geräthschaften, welche sich auf dem Schiffe vorgefunden, die Dame müsse von einem gar hohen Range seyn, in welcher Muthmaßung er durch die Ehrenbezeugungen, die ihr die Andern erwiesen, bald bestärkt wurde. Auch schienen ihm, trotz ihrer Blässe und ihrem Unwohlseyn, das nur von den ungewohnten Strapatzen der stürmischen Seereise herrührte, ihre Formen von seltener Schönheit; daher er denn sogleich beschloß, sie zu heirathen, sofern sie noch keinen Mann hätte, wenn sie aber bereits verheirathet wäre, sie jedenfalls zu seiner Geliebten zu machen. Pericone war ein Mann von edlem Aussehen und gewaltigem Gliederbau.

Nachdem er nun die Dame etliche Tage über trefflich hatte bedienen lassen, und sie von ihrem Unwohlseyn wieder völlig hergestellt war, kam sie ihm noch weit schöner vor, als er sie anfangs gefunden, und er gab sich deßhalb, von ihren Reizen aufs Höchste entflammt, obgleich zu seinem großen Leidwesen weder er sie, noch sie ihn verstehen konnte, die größte Mühe, sie durch allerlei Liebkosungen dahin zu vermögen, daß sie ihm zu Willen wäre. Doch alle seine Versuche scheiterten. Indeß, je spröder sie sich bezeigte, desto heißer entzündete sich Pericone's Gluth. Als dieß die Dame bemerkte, beschloß sie, nachdem sie sich einige Tage bei ihm aufgehalten und aus den Sitten ersah, daß sie sich unter Christen und an einem Orte befinde, wo es ihr wenig helfen würde, wenn sie sich auch entdeckte, in Betracht, daß sie am Ende doch, entweder gutwillig, oder mit Zwang, dem Pericone werde willfahren müssen, heldenmüthig, ihrem Schicksal die Stirne zu bieten. Demnach gebot sie denn ihren Begleiterinnen, von denen ihr nur noch drei übrig waren, keiner Seele zu entdecken, wer sie eigentlich seyen, ausser in dem Falle, daß sich ihnen dadurch eine ganz sichere Er-

lösung aus ihrem gegenwärtigen Zustande zeigte. Ueberdieß schärfte sie ihnen ein, sie möchten jedenfalls ihre Keuschheit bewahren, wobei sie sich hoch und theuer vermaß, daß sie keinem, als ihrem künftigen Gemahl, zu Dienst stehen würde. Die Mädchen priesen ihren Entschluß, und versprachen, dem Befehl nach Kräften nachzukommen. Pericone's Gluth entzündete sich indeß täglich um so heftiger, je näher er sich dem geliebten Gegenstande sah, so daß er am Ende, als alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, den Entschluß faßte, alle nur erdenkbare List und Künste anzuwenden, ehe er zur Gewalt seine Zuflucht nähme. Schon einigemal hatte er bemerkt, daß die junge Dame, welcher der Genuß des Weins durch ihre Religion verboten war, an diesem ein besonderes Wohlgefallen fand, weßhalb er die Hoffnung faßte, sie durch den Wein, als einen Diener der Venus, zu fangen. Er stellte sich daher, als ob er auf ihre Ungefügigkeit gar keine Rücksicht nähme, und bereitete eines Abends an einem hohen Feste ein köstliches Nachtmahl, zu welchem sich die Dame einfand. Während es hier etwas bunt durcheinander ging, gebot er dem, welcher die Dame zu bedienen hatte, mit den Weinen, die er ihr vorsetzte, gehörig abzuwechseln. Dieß war auch dem Diener angenehm, der dabei manchen heimlichen Schluck thun konnte, und die Dame, welcher diese Weine, deren Vortrefflichkeit sich fortwährend steigerte, vortrefflich mundeten, genoß von demselben mehr, als für ihre Ehrbarkeit dienlich war. Nachdem sie nun so manchen Zug gethan, wurde sie ein ganz anderes Wesen; sie vergaß alle ihre Unfälle, gerieth in die größte Extase, und als mehrere Frauenzimmer einen Mazorka tanzten, so sprang sie mitten unter sie hinein und tanzte einen Alexandriner. Als dieß Pericone sah, glaubte er seinem Ziel nicht mehr fern zu

seyn; er ließ Speisen auf Speisen auftragen, und verlängerte das Mahl bis tief in die Nacht hinein. Am Ende entfernten sich die Gäste, und Pericone begleitete die Dame in ihr Zimmer, wo sie, von Wein erhitzt und keinen Anstand mehr kennend, sich vor Pericone ohne Schaam und Scheu, gerade als ob er eine ihrer Dienerinnen wäre, entkleidete, und sich ins Bett legte. Pericone trug jetzt kein Bedenken, ihr zu folgen. Er löschte die Lichter aus, und legte sich darauf neben ihr nieder, umarmte sie, und genoß ohne Widerstand von ihrer Seite der höchsten Wonne. Als nun Alatiel, die bisher noch nie gewußt, welche Hörner die Männer zum Stoßen haben, dieses einmal empfunden, gereute es sie fast, daß sie Pericone's bittenden Worten so lange widerstanden hatte. Für die Zukunft lud sie sich daher, ohne weitere Aufforderungen zu erwarten, oft selbst, wenn auch nicht mit Worten, weil diese gegenseitig unverständlich waren, doch durch die That, zu gleich süßen Nächten ein.

Es genügte jedoch dem Schicksale noch nicht, sie von einer Königsbraut zur Bettgenossin eines Burggrafen gemacht zu haben, sondern während sie und Pericone sich so gut unterhielten, bereitete sich ihr noch ein grausameres Liebesabenteuer. Pericone hatte nämlich einen Bruder von fünfundzwanzig Jahren, Namens Maroto, welcher wie eine frische Rose blühte. Derselbe fand, sobald er Alatiel gesehen, an ihr das größte Wohlgefallen, und glaubte aus ihren Geberden zu bemerken, daß er ihr gleichfalls behage. In der Meinung, daß ihn bloß die strenge Aufsicht Pericone's daran hindere, bei ihr zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen, verfiel er auf einen abscheulichen Gedanken, welchen er auch sogleich ausführte. Zufällig lag um dieselbe Zeit im Hafen der Stadt ein Schiff vor Anker, welches, mit allerlei Waaren beladen,

unter der Leitung zweier jungen Leute, deren Eigenthum es war, nach Clarenza in Romania abzusegeln sollte; die Anker waren bereits gelichtet, um bei günstigem Winde in die See zu stechen. Mit diesen Schiffern kam Maroto überein, ihn und seine Dame in der nächsten Nacht an Bord zu nehmen. Nach diesen Anordnungen ging Maroto, der sich bereits seinen Plan entworfen, als es dunkel wurde, mit ein paar zuverlässigen Begleitern, die er um ihre Beihülfe gebeten, heimlich in Pericone's Haus, der von etwas der Art keine Ahnung hatte, wo sie sich ein Jeder an den verabredeten Plätzen in verschiedenen Theilen des Hauses versteckten. Als nun schon ein Theil der Nacht vorüber war, öffnete Maroto seinen Begleitern das Zimmer, wo Pericone mit der Dame schlief, und sie tödteten diesen im Schlafe. Als nun die Dame erwachte und in Thränen ausbrach, bedrohten sie dieselbe mit dem Tode, wofern sie das geringste Geräusch machte, nahmen einen großen Theil der Kostbarkeiten Pericone's mit sich, und eilten mit denselben, ohne bemerkt zu werden, schleunigst an das Ufer. Dort bestiegen Maroto und die Dame sogleich das Schiff, und seine Gefährten kehrten zurück; die Schiffer aber spannten bei dem günstigen Winde die Segel auf, und reisten ab. Die Dame beklagte sich nun anfangs sowohl über das erste, als auch über dieses zweite Unglück; Maroto wußte sie aber durch einen gewissen Herrn von Wachshandius, welchen Gott einem jeden Manne verliehen hat, dergestalt zu trösten, daß sie ganz ruhig wurde, und den Pericone ganz vergaß.

Schon glaubte sie sich nun völlig geborgen, als das Schicksal, das an den vorigen Unglücksfällen noch nicht genug hatte, ihr neues Mißgeschick bereitete. Denn da sie, wie wir schon mehrmals gesagt, sehr schön war und

sich höchst anmuthig benehmen konnte, so verliebten sich die beiden genuesischen Schiffspatrone so heftig in sie, daß sie Alles rings und neben sich vergaßen, und keinen andern Gedanken mehr hatten, als den, ihr zu gefallen. Dabei waren sie natürlich sehr auf der Huth, daß Maroto nichts davon bemerkte. Als nun der Eine die Liebe des Andern inne wurde, sprachen sie darüber ein Wort im Vertrauen, und machten es miteinander aus, daß sie in der Sache Brüderschaft halten wollten, als ob sich die Liebe wie eine Handelswaare ver- und behandeln ließe. Da indeß Maroto sie aufs Eifersüchtigste bewachte, und sich dadurch ihrem Plane hinderlich zeigte, so gingen sie eines Tages, während das Schiff ungewöhnlich schnell segelte, beide in Uebereinstimmung auf Jenen, der am Hintertheile stand, und sich nichts Arges träumen ließ, los, packten ihn von hinten, und warfen ihn ins Meer. Und so fuhren sie denn über eine Meile weiter, ohne daß Jemand bemerkt hatte, daß Maroto ins Meer gefallen sey. Als es aber endlich die Dame hörte, brach sie in neue Thränen und Wehklagen aus. Doch eilten ihr die beiden Liebenden sogleich zu Hülfe, und suchten sie mit süßen Worten und großen Versprechungen, von denen sie jedoch nichts verstand, zu trösten, obgleich sie mehr ihr Mißgeschick, als den verlorenen Gemahl beweinte. Durch wiederholtes längeres Zureden wurde sie jedoch nach und nach beruhigt, worauf sich die Beiden mit einander besprachen, wem von ihnen zuerst das ersehnte Glück zu Theil werden sollte. Da nun aber jeder von ihnen nach dem Vorrang strebte, und sie sich nicht vereinigen konnten, so geriethen sie in heftigen Streit, und wurden dabei so warm, daß sie zuletzt nach Messern griffen und einander wüthend zu Leibe gingen. Ohne daß die Uebrigen, welche sich auf dem Schiffe befanden, sie auseinan-

der zu bringen vermocht hatten, so versetzten sie sich gefährliche Stiche, daß der Eine von ihnen auf der Stelle todt niederfiel, der Andere zwar am Leben blieb, aber mehrere schwere Wunden davontrug. Der jungen Dame ging der Vorfall sehr zu Herzen, weil sie sich jetzt nicht nur ohne Rathgeber auf dem Schiffe befand, sondern auch befürchtete, daß sich der Zorn der Eltern und Freunde der zwei Schiffsherren gegen sie wenden möchte. Indeß die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Chiarenza sicherten sie vor dieser Gefahr. — Kaum war sie an diesem Orte eingetroffen, und mit dem Verwundeten in demselben Hotel abgestiegen, als sich sogleich das Gerücht von ihrer großen Schönheit durch die ganze Stadt verbreitete, und selbst dem Fürsten von Morea zu Ohren kam, welcher sich damals zufällig in Chiarenza aufhielt. Dieser wurde sogleich begierig nach ihrem Anblick, welcher das Bild der Phantasie, das er sich von ihr entworfen, noch weit übertraf, so daß er sich von Stund an sterblich in sie verliebte, und über dem Gedanken an sie alles Andere vergaß. Nachdem er erfahren hatte, auf welche Art sie nach Chiarenza gekommen war, schöpfte er Hoffnung, daß er sie für sich gewinnen könne. Und wirklich schickten auch die Angehörigen des Verwundeten, nachdem sie die Neigung des Fürsten erfahren, sie demselben zu, während er gerade nach einem Plan umherfann, wie er sie wohl am besten fangen möchte. Der Fürst hatte darüber eine außerordentliche Freude, und ebenso auch die Dame, welche dadurch einer großen Gefahr entgangen zu seyn glaubte. Aus ihren königlichen Sitten, die sie noch außer ihrer Schönheit zierten, errieth der Fürst sogleich, daß sie von hoher Abstammung seyn müsse. Dadurch verdoppelte sich seine Liebe zu ihr in dem Grade, daß er sie nicht als Beischläferin behandelte, sondern als rechtmäßige

Gemahlin ehrte. Dieß machte der Dame nach den erlittenen Unfällen wieder Muth; ihr voriger heiterer Sinn kehrte zurück, und ihre früheren Reize belebten sich aufs Neue dermaßen, daß man weit und breit in ganz Romania von nichts Anderem reden hörte. Dadurch wurde der Herzog von Athen, ein junger, schöner, tapferer Mann von einnehmendem Wesen, ein Verwandter des Fürsten, neugierig, sie zu sehen; zu dem Ende gab er vor, er wolle, wie er dieß wohl zuweilen zu thun pflegte, seinen Vetter einmal besuchen. So kam er denn mit einem auserlesenen Gefolge nach Chiarenza, wo er höchst freundlich und ehrenvoll empfangen wurde. Nach etlichen Tagen lenkte der Herzog die Rede auf die Schönheit der Dame, und fragte den Fürsten, ob denn dieselbe wirklich so erstaunlich sey, als man erzähle. Der Fürst versetzte: „o sie ist noch bei weitem schöner, als man sagt; doch nicht meine Worte, sondern deine eigenen Augen mögen dich davon überzeugen." Als nun der Herzog deßhalb dem Fürsten keine Ruhe ließ, begaben sie sich mit einander zu der Dame, welche sie, von ihrer Ankunft bereits unterrichtet, aufs Freundlichste empfing. Sie mußte jetzt zwischen Beiden Platz nehmen, und da sie wegen Unkenntniß der Sprache nur wenig mit ihr reden konnten, so staunten sie sie nur wie ein Wunder an, und besonders der Herzog, welcher kaum glauben wollte, daß sie wirklich ein irdisches Wesen sey. Als er nun, in ihrem Anblick ganz vertieft, ohne es zu ahnen, das Gift der Liebe einsog, verwickelte er sich, während er sie mit einem stillen, unschuldigen Wohlgefallen zu betrachten glaubte, tief in die Netze einer flammenden Leidenschaft. Nachdem er sie darauf mit dem Fürsten verlassen hatte, und Muße fand, mit sich selbst zu Rathe zu gehen, schätzte er diesen vor Allen glücklich, daß er sich einer solchen Schönheit in vol-

lem Umfang erfreuen dürfe. Es stiegen so manche widerstreitende Gedanken in ihm auf, aber endlich überwog die Gluth der Leidenschaft das Gewissen, und er faßte den Entschluß, möchte daraus auch werden, was da wollte, dem Fürsten sein Glück zu rauben, um es selbst zu genießen. Dabei glaubte er mit Eile zu Werke gehen zu müssen, und dachte, Vernunft und Rechtlichkeit bei Seite setzend, nur auf Trug und List. Und so ließ er denn eines Tages nach Rücksprache mit einem vertrauten Kammerdiener des Fürsten, welcher Kyriakos hieß, heimlich seine Pferde und sein Gepäck zur Abreise in Bereitschaft setzen. In der folgenden Nacht öffnete Kyriakos ihm und einem Begleiter, beide bewaffnet, leise das Zimmer des Fürsten, der sich wegen der großen Hitze, während die Dame schlief, ganz nackt an ein Fenster gegen das Meer hinaus gelegt hatte, um sich an der Kühlung, welche von dort herüberkam, zu erfrischen. Der Herzog, der seinen Begleiter voraus von dem unterrichtet hatte, was zu thun wäre, ging sachte durch das Zimmer bis an das Fenster, und stieß, ehe der Fürst ihn gewahren konnte, demselben ein Messer so tief in die Seite, daß es auf der andern Seite wieder herauskam. Dann faßte er seinen Leichnam und stürzte ihn zum Fenster hinaus. — Der Palast war hoch gegen das Meer hinaus gebaut, und von dem Fenster, wo der Fürst gestanden, hatte man die Aussicht auf einige Häuser, welche von den andringenden Wogen des Meeres fast ganz zerfallen waren, und deßhalb nur äußerst selten betreten wurden. Und so kam es denn, wie der Herzog voraus gemuthmaßt hatte, daß es keine Seele gewahr wurde, als er die Leiche des Fürsten hinunterstürzte. Als nun der Begleiter des Herzogs sah, was geschehen war, warf er unter dem Scheine ihn zu liebkosen, dem Kyriakos einen Strick um den Hals, und zog denselben so fest zusammen,

daß er keinen Lärm erheben konnte, bis der Herzog dazu kam, worauf sie ihn erdrosselten, und ihn eben dahin warfen, wohin sie den Fürsten bereits geworfen hatten. Nachdem dieß nun geschehen, und der Herzog sich fest darauf verlassen konnte, daß weder die Dame, noch sonst irgend Jemand das Geringste davon wahrgenommen habe, nahm er ein Licht zur Hand, begab sich damit in das Schlafgemach, und deckte die Dame, welche fest schlief, leise völlig auf. Als sich ihm ihre göttlichen Formen nackt enthüllten, schien sie ihm noch weit schöner, als sie ihm bekleidet schon vorgekommen war, so daß er über dem, was er erblickte, fast den Verstand verlor. Seine Gluth erreichte den höchsten Grad, und die Scheu des so eben erst verübten Verbrechens hielt ihn nicht ab, sich mit den noch von Blut befleckten Händen neben sie zu legen, und sie, die ihn im Schlummer für den Fürsten hielt, zu beschlafen. Nachdem er nun an ihrer Seite eine Zeitlang das höchste Vergnügen genossen, stand er wieder auf, und ließ von einigen der Seinen, welche er herzurief, alles Geräusch aufs Sorgfältigste vermeidend, die Dame durch eine verborgene Thüre, durch welche er hereingekommen, forttragen. Als sie hinaus ins Freie gelangten, mußte sie ein Roß besteigen; die ganze Gesellschaft brach so eilig als möglich auf, und kehrte in größter Stille nach Athen zurück. Da indeß der Herzog bereits vermählt war, so brachte er die mehr als je betrübte Dame nicht nach Athen selber, sondern führte sie nach einem Landhaus in der Nähe der Stadt, welches ihm zugehörte und nahe am Meer gelegen war. Dort hielt er sie eine Zeitlang verborgen, während welcher er sie mit Allem versah, was sie wünschte. — Am nächsten Morgen hatten die Höflinge des Fürsten bis um neun Uhr gewartet, daß er aufstehen sollte. Da sie jedoch gar nichts von ihm hörten und sahen, so öffneten sie

die Thüre seines Schlafgemachs, welche nicht geschlossen war, und woselbst sie Niemand vorfanden. Sie meinten deßhalb, der Fürst habe in aller Stille einen kleinen Ausflug gemacht, um sich an irgend einem geeigneten Orte mit der schönen Dame zu unterhalten, und kümmerten sich jetzt nicht weiter um die ganze Sache. Unterdessen ereignete sichs nun, daß am nächsten Tage ein Wahnsinniger unter den Trümmern der Gebäude umherrannte, wo die Leichname des Fürsten und des Kyriakos lagen, welcher den Letzteren an einem Strick hervorzog, und ihn durch die Straßen hinter sich her schleifte. Mehrere Leute erkannten diese Leiche mit Erstaunen, und schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie dahin brachte, wo er den Leichnam herausgezogen, und dort fanden sie zur höchsten Betrübniß der ganzen Stadt den Körper des Fürsten, der alsbald auf das ehrenvollste bestattet wurde. Darauf spürte man dem Verüber eines so großen Verbrechens nach und muthmaßte, da der Herzog von Athen nicht mehr anwesend, sondern heimlich abgereist war, daß er, wie es auch wirklich der Fall war, den Fürsten ermordet und die Dame mit sich geführt haben möchte. Auf diesen Verdacht hin wurde sogleich ein Bruder des Verstorbenen an seine Stelle gesetzt, welchem die Seinigen die strengste Rache zur Pflicht machten. Dieser nun fand die Meinung der Andern noch von mehreren Seiten bestätigt, und forderte daher alle seine Freunde, Verwandte und Untergebene zur Hülfe auf, wodurch er in Kurzem ein bedeutendes, mächtiges und wohlbewaffnetes Heer zusammenbrachte, mit welchem er gegen den Herzog von Athen zu Felde zog. — Indessen rüstete sich auch der Herzog, sobald er von den Schritten der Feinde Nachricht erhielt, zu seiner Vertheidigung, und es eilten eine Menge Freunde herzu, um ihm beizustehen. Selbst der Kaiser von Constanti-

nopel sandte seinen Sohn Constantius und seinen Neffen Manuel, um ihm Hülfe zu leisten mit einem großen Heer von ausgesuchten Leuten. Diese wurden von dem Herzog, noch mehr aber von der Herzogin, die des erstern Schwester war, auf das Ehrenvollste empfangen. Inzwischen rückte der Krieg immer näher heran, und die Herzogin ergriff eines Tags die Gelegenheit, berief ihren Bruder und Vetter zu sich, theilte ihnen unter vielen Thränen ausführlich die ganze Geschichte und den Anlaß des Krieges mit, und beklagte sich über den Schimpf, welchen ihr der Herzog dadurch zufügte, daß er jenes Frauenzimmer, seiner Meinung nach heimlich, unterhielte. Aufgebracht und empfindlich forderte sie sie auf, zur Herstellung der Ehre des Herzogs und zu ihrer Genugthuung Alles, was nur in ihren Kräften stünde, zu unternehmen. Sobald nun die beiden Jünglinge erfahren hatten, wie sich Alles ereignet, hielten sie sich nicht mit vielen Fragen auf, sondern bemühten sich, die Herzogin so gut als möglich zu beruhigen, und gaben ihr wegen ihres Verlangens die beste Hoffnung. Dann entfernten sie sich, nachdem sie sich vorher über den Aufenthaltsort der Schönen unterrichtet hatten. Da ihnen die außerordentliche Schönheit der Dame schon früher gerühmt worden war, so trugen sie ein großes Verlangen darnach, sie zu sehen, und baten den Herzog, sie ihnen doch vorzuführen. Dieser versprach es ihnen, dessen nicht gedenkend, was dem Fürsten begegnet war, weil er sie ihm gezeigt, und ließ in dem schönen Garten, der an das Landhaus anstieß, wo die Dame wohnte, ein ausgesuchtes Gastmahl bereiten, bei welchem er sie am nächsten Tage mit einigen wenigen andern Bekannten zur Tafel führte. Bei diesem Essen mußte Constantius, der neben ihr saß, sich gestehen, noch nie eine gleiche Schönheit gesehen zu haben, und er ent-

schuldigte im Stillen den Herzog so wie jeden Andern, der um den Besitz eines solchen Wesens einen Verrath oder sonst etwas Unrechtes begehen könnte. Als er sie nun zu wiederholten Malen betrachtete, und sie ihm bei jedem Hinsehen immer schöner vorkam, ging es ihm akkurat so, wie es dem Herzog gegangen war. Vor Liebe zu ihr ganz außer sich, dachte er nicht mehr an den Krieg, sondern studierte blos darauf, wie er sie wohl dem Herzog abspenstig machen und entreißen könnte, wobei er seine Leidenschaft vor Allen auf das Vorsichtigste verhehlte. Während er nun innerlich so heiß erglühte, wurde es Zeit, gegen den Fürsten, der schon gegen das Gebiet des Herzogs heranrückte, zu Felde zu ziehen. Daher brachen der Herzog, Constantius und alle Andere ihrem Plane gemäß von Athen auf, nahmen ihre Positionen an den Grenzen, und suchten das Eindringen des Fürsten zu verhindern. Indem sie nun hier etliche Tage verweilten, bedachte Constantius, dessen Gedanken beständig bei der Dame waren, wie er wohl jetzt, während der Herzog abwesend sey, am besten zum Ziel seiner Wünsche gelangen könnte. Um daher einen Grund zu haben, nach Athen zu gehen, stellte er sich plötzlich krank, worauf er mit der Erlaubniß des Herzogs, nachdem sein Commando dem Emanuel übertragen worden war, nach Athen zu seiner Schwester zurückkehrte. Als er dort eingetroffen war, und die Rede auf den Schimpf gebracht, den der Herzog ihrer Meinung nach durch seine Leidenschaft für jene Fremde ihr zufügte, und der Schwester sagte, wofern sie wolle, so könne er ihren Beschwerden dadurch abhelfen, daß er jene ihrem Aufenthaltsort entreiße, und anderswohin führte: versetzte die Herzogin, in der Meinung, daß Constantius dieß aus Liebe zu ihr thue, und nicht etwa aus Neigung für die Dame; sie sey es zufrieden, jedoch nur dann, wenn

der ganze Plan so ausgeführt werde, daß der Herzog keine Sylbe von ihrem Mitwissen erfahre. Dieß versprach ihr Constantius feierlich, worauf die Herzogin einwilligte. Jetzt ließ Constantius in aller Stille ein leichtes Fahrzeug ausrüsten, welches sich, nachdem er den Schiffleuten ihre Vorschriften ertheilt, eines Abends nah bei dem Garten, wo die Dame wohnte, vor Anker legen mußte. Darauf ging er selbst mit einigen Andern nach dem Schlosse der Dame, und ward daselbst theils von ihrer Dienerschaft, theils von ihr selbst aufs Freundlichste empfangen. Auf seine Bitten ging sie mit ihm, von ihren eignen Dienern und den Gefährten des Constantius begleitet, in den Garten. Er führte die Dame am Arm, als ob er im Auftrag des Herzogs etwas mit ihr zu sprechen habe, leitete sie aber nach einer Thüre, die nach dem Meere hinaus führte, welche einer seiner Leute bereits geöffnet hatte. Auf das bestimmte Signal erschien das Fahrzeug, worauf die Dame sogleich ergriffen und hineingebracht wurde. Darauf wandte sich Constantius zu ihrer Dienerschaft und sagte: „Keiner unterstehe sich, Lärm zu machen, oder er ist augenblicklich des Todes! Denn ich will nicht dem Herzog seine Geliebte stehlen, sondern blos die Schande tilgen, die er meiner Schwester angethan hat.“ Auf diese Worte wagte Niemand etwas zu erwiedern. Constantius stieg mit seinen Leuten zu Schiff, setzte sich neben die weinende Dame, und befahl die Anker zu lichten. Im raschen Fluge gelangten sie schon am nächsten Morgen nach Aegina. Dort landeten sie, um etwas auszuruhen, und Constantius vergnügte sich in den Armen der Dame, die ihre Schönheit beweinte. Hierauf gingen sie wieder zu Schiffe, und erreichten nach wenigen Tagen Chios, wo Constantius aus Besorgniß vor dem Zorn des Vaters und den Versuchen, welche man machen könnte, ihm die Dame

zu entreißen, als an einem sichern Orte zu verweilen beschloß. Noch mehrere Tage verbrachte die Dame in tiefer Schwermuth, endlich aber schenkte sie den Tröstungen des Constantius Gehör, und fing sogar an, ein gewisses Wohlgefallen an dem zu finden, was ihr das Schicksal geboten hatte.

Während sich nun dieß alles ereignete, kam Osbeck, der damalige Sultan der Türken, welcher mit dem Kaiser in fortwährendem Kriege lebte, zufällig nach Smyrna, wo er bald hörte, daß Constantius, ohne alle Vorsicht, mit einem geraubten Mädchen in Chios ein üppiges Leben führe. Deßhalb segelte er in einer Nacht mit etlichen bewaffneten Fahrzeugen dahin ab, drang mit seinen Leuten in den Ort ein, und nahm, ehe die Griechen den feindlichen Einfall gewahrten, deren eine bedeutende Anzahl in ihren Betten gefangen. Andere, die endlich erwacht waren, und nach den Waffen gegriffen hatten, machte er nieder, worauf er den Ort anzündete, die Gefangenen auf die Schiffe bringen ließ, und nach Smyrna zurückkehrte. Nach seiner Ankunft erkannte der noch junge und kräftige Osbeck bei der Musterung der Beute in der schönen Dame diejenige wieder, die mit Constantius im Bette gefangen worden war, und machte sie, über ihren Anblick hocherfreut, sofort zu seiner Gemahlin. Die Hochzeit wurde sogleich feierlichst begangen, und darauf genoß er dann mehrere Monate lang mit ihr die Freuden der Liebe. Schon ehe dieß Alles geschehen war, hatte der Kaiser mit Basanus, dem König von Cappadocien Unterhandlungen gepflogen, daß dieser von der einen Seite den Sultan Osbeck angreifen sollte, während der Kaiser ihn von der andern überfiele; doch war die ganze Sache einiger Ansprüche wegen, welche Basanus machte, und auf die der Kaiser nicht eingehen wollte, noch nicht zu Stande

gekommen. Da nun der Letztere das Schicksal seines Sohnes hörte, betrübte er sich über die Maaßen, und, indem er sich sogleich den Forderungen des Königs von Cappadocien fügte, rüstete er sich selbst zum Angriff gegen Osbeck, und trieb jenen nach allen Kräften, daß er von der andern Seite aus die Türken überfiele. Als nun Osbeck dieses hörte, versammelte er seine Heerschaaren, und griff, ehe ihn zwei so mächtige Fürsten in die Mitte nehmen möchten, den König von Cappadocien an, während welcher Zeit er seine Geliebte unter der Aufsicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna zurückließ. Wirklich kam es bald zwischen ihm und dem König von Cappadocien zu einem Treffen, wo seine Armee aufs Haupt geschlagen wurde, und er selbst auf dem Schlachtfelde blieb. Nach diesem Siege rückte Basanus muthig gegen Smyrna vor, und wurde auf seinem Zuge überall als Sieger begrüßt. Der Diener des Osbeck, unter dessen Aufsicht die schöne Dame zurückgeblieben war, stand zwar bereits in den höheren Jahren; da ihn jedoch ihre Schönheit ganz außer sich setzte, so verliebte er sich in sie, ohne Rücksicht auf die Treue, die er seinem Herrn und Freunde schuldig war. Er kannte ihre Sprache; dieß war ihr äußerst angenehm, und um so mehr, da sie schon einige Jahre wie eine Taubstumme, ohne Jemand zu verstehen, oder von Jemand verstanden zu werden, unter fremden Menschen hatte leben müssen. Und so nahm er sich denn, von heißer Liebesgluth entflammt, solche Freiheiten gegen sie heraus, daß ihr gemeinsamer Herr, welcher gerade im Felde stand, ganz in den Hintergrund trat. Erst waren sie nur Freunde; bald aber wurden sie Liebende, die sich im Bett vortrefflich unterhielten. Da sie nun hörten, daß Osbeck die Schlacht verloren habe und in derselben gefallen sey, so faßten sie gemeinschaftlich den Beschluß, den

zurückkehrenden Basanus nicht zu erwarten, sondern bemächtigten sich der ansehnlichen Reichthümer, welche Osbeck mit sich führte, und gingen mit einander heimlich nach Rhodus.

Sie hatten sich noch nicht lange dort verweilt, als auf einmal Antiochus krank wurde. Da geschah es nun, daß ein Kaufmann aus Cypern, welcher von Antiochus sehr geliebt wurde und nah mit ihm befreundet war, bei ihm einkehrte, daher dieser, als er sein Ende herankommen sah, seine Effekten und die geliebte Dame diesem Freunde vermachte. Als er im Sterben lag, sagte er zu Beiden: „Ich sehe meinen Tod vor Augen, und dieser kommt mir sehr zur Unzeit, weil ich eben jetzt erst am Leben die größte Freude haben würde. Indeß sterbe ich doch ruhig, weil ich in den Armen derer ausathme, die ich mehr als Alles in der Welt liebe, in den deinigen, theurer Freund, und in denen dieses Weibes, das ich stets lieber hatte, als mich selbst. Es thut mir allerdings in tiefster Seele weh, daß sie ohne Rath und Hülfe nach meinem Tode in einem fremden Lande zurückbleiben soll. Doch beruhigt es mich außerordentlich, daß du um sie seyn wirst, der du als mein Freund so gut für sie sorgen wirst, wie ich es thun würde, wenn ich ein längeres Leben hätte. Ich beschwöre dich also bei Allem, was dir heilig ist, dich nach meinem Tode sowohl meines Vermögens, als auch ihrer, aufs Gewissenhafteste anzunehmen, und mit Beiden so umzugehen, als du meinen wirst, daß es zur Beruhigung meiner Seele dienen könne. Du aber, mein theures Weib, vergiß mich nach meinem Tode nicht, damit ich auch noch in der Ewigkeit möge rühmen können, daß mich das schönste Weib, welches Gott geschaffen, geliebt habe! Wenn ihr mir das versprecht, so will ich in Frieden von hinnen fahren." Sowohl der Kaufmann als auch die Dame bra-

chen bei diesen Worten in einen Strom von Thränen aus, sprachen ihm Muth ein, und gelobten es ihm feierlich, falls er sterben sollte, seinen Wünschen nachzukommen. Nicht lange darauf verschied er, und wurde mit allen Ehren von ihnen bestattet. Etliche Tage nachher hatte der Kaufmann aus Cypern seine Geschäfte in Rhodus abgethan, und stand im Begriff, auf einer spanischen Galeere, welche dort vor Anker lag, in seine Heimath zurückzukehren. Vorher fragte er indeß die schöne Dame, was sie für einen Beschluß gefaßt habe, da er jetzt seine Rückreise antrete. Die Antwort der Dame lautete dahin, daß sie ihn, wofern er nichts dagegen habe, begleiten wollte, in der Voraussetzung, daß er sie, dem Antiochus zu lieb, als eine Schwester halten würde. Der Kaufmann erklärte sich bereit, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und gab sie, um sie unterwegs vor etwa möglichen Verunglimpfungen sicher zu stellen, für seine Gemahlin aus. Als sie auf das Schiff kamen, wurde ihnen ein kleines Gemach im Hintertheile angewiesen, und sie schliefen, um nicht ihrem Worte durch die That zu widersprechen, in einem kleinen Bette bei einander. So geschah es denn, daß (woran man vorher nicht gedacht hatte) die nächtige Dunkelheit, die Bequemlichkeit und die Wärme des Bettes einen solchen Einfluß auf sie ausübten, daß sie ihre Liebe und ihre Freundschaft zu dem dahingeschiedenen Antiochus vergaßen, und, von gleicher Lust getrieben, noch vor ihrer Ankunft in Caffa, dem Wohnsitz des Cypriers, eine enge Verwandtschaft mit einander stifteten. Als sie nun in Caffa angekommen waren, verweilte sie noch eine längere Zeit bei dem Kaufmann. Da geschah es denn, daß ein Edelmann mit Namen Antigonus nach Caffa kam. Dieser hatte ein hohes Alter, einen noch höheren Geist, aber nur geringe Reichthümer, weil

ihm bei mehreren Unternehmungen im Dienste des Königs von Cypern das Glück nie hold gewesen war. Dieser ging nun eines Tages, wo der Kaufmann aus Cypern gerade mit einem Frachtschiff nach Armenien gereist war, vor dem Hause vorbei, wo die schöne Dame wohnte, und sah dieselbe auch zum Glück gerade an einem Fenster stehen. Ihre hohe Schönheit machte den Antigonus aufmerksam, und als er sie genau ins Auge faßte, kam es ihm so vor, als ob er sie schon anderwärts gesehen haben müßte, aber wo, darauf konnte er sich nicht mehr genau besinnen. Die Dame, die nun bereits so lange schon ein Spielball des Glücks gewesen, und jetzt dem Ende ihrer Leiden sich näherte, erinnerte sich bei dem Anblick des Antigonus, daß sie ihn bereits in Alexandrien in Diensten ihres Vaters in guten Umständen gesehen hatte. Daher faßte sie augenblicklich die Hoffnung, jetzt, wo ihr Kaufmann abwesend war, durch den Rath des Antigonus vielleicht ihren königlichen Rang wiedergewinnen zu können, und ließ daher denselben, sobald es anging, zu sich rufen. Als er nun erschienen war, fragte sie ihn mit schüchternem Tone, ob er, wie sie glaube, Antigonus von Famagosta wäre. „Ja, der bin ich," sagte Antigonus, und fuhr fort: „Madonna, ich sollte Euch kennen, und kann mich doch durchaus nicht erinnern, wo ich Euch schon gesehen habe. Und so bitte ich Euch denn, helft mir doch auf die Spur, und, wenn es Euch nicht lästig ist, so entdeckt mir, wer Ihr seyd!" Als die Dame hörte, daß er es wirklich sey, stürzte sie ihm mit Thränen an die Brust, und fragte darauf den in Staunen Versunkenen, ob er sie niemals in Alexandrien gesehen habe. Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als Antigonus in ihr des Sultans Tochter Alatiel erkannte, welche dem Gerücht nach im Meere umgekommen war.

Er wollte ihr jetzt in schuldiger Form seine Verehrung bezeigen, sie gab es aber nicht zu, sondern bat ihn, auf einen Augenblick neben ihr Platz zu nehmen. Dieß that Antigonus, und fragte sie dann mit allem Anstand, wie, wann und von wo aus sie hiehergekommen sey, da man doch seit langer Zeit schon in ganz Aegypten glaube, sie sey im Meere umgekommen. Worauf die Dame anhob: „Ach wollte doch Gott, daß es so wäre! Ich würde dann weit besser dran seyn, als jetzt, wo ich ein solches Leben führen muß! O Himmel, wenn das meinem Vater zu Ohren kommt, so muß ich ganz verzweifeln!" worauf sie in einen neuen Strom von Thränen ausbrach. Antigonus erwiederte: „Madonna, verliert nur den Muth nicht vor der Zeit! Vor Allem möchte ich Euch bitten, sofern es Euch beliebt, mir doch Eure Lebensverhältnisse und Unfälle einmal ausführlicher zu erzählen, weil sich doch vielleicht mit Gottes Hülfe ein glücklicher Ausweg finden lassen dürfte." Worauf die Schöne anhob: „Antigonus, als ich dich erblickte, war mir's nicht anders, als sähe ich meinen leiblichen Vater, und die kindliche Liebe, die ich ihm schuldig bin, machte, daß ich mich dir entdeckte, während ich mich verborgen halten konnte. Es gibt wenige Leute, deren Anblick mich so hätte erfreuen können, als es mich erfreut, dich vor allen Andern gesehen und erkannt zu haben. Darum will ich dir als wie einem Vater Alles offenbaren, was ich unter den harten Schicksalsschlägen, die mich betrafen, verborgen gehalten habe." Worauf sie ihm unter vielen Thränen Alles erzählte, was sich mit ihr ereignet hatte, von dem Tage an, wo sie bei Majorka Schiffbruch gelitten hatte, bis auf diese Stunde. Antigonus wurde von Mitleid bis zu Thränen gerührt, und nach einer Pause tiefen stummen Nachdenkens hob er an: „Madonna, da während Eurer Unfälle Euer Name und

Euer Stand nie an den Tag kam, so will ich es so weit bringen, daß Euch Euer Vater noch lieber haben soll, als je zuvor, und daß Euch der König von Algarvien seine Hand bietet." Auf ihre Frage, wie dieß wohl möglich seyn könnte, setzte er ihr Alles haarklein auseinander, und kehrte dann, um andern Hindernissen vorzubeugen, stehenden Fußes nach Famagosta zurück. Dort machte er dem Könige seine Aufwartung, zu welchem er also sprach: „Gnädigster Herr, sofern es Euch beliebt, so könnt ihr zugleich Euch selbst viel Ehre erwerben, und mir einen großen Vortheil verschaffen, ohne daß es Euch viel kosten würde." Als der König fragte, wie das wohl geschehen möchte, antwortete Antigonus:

Die schöne junge Tochter des Sultans, die man schon seit längerer Zeit für ertrunken hielt, ist jetzt in Caffa angelangt, und hat um ihrer jungfräulichen Ehre willen bereits so viele Unfälle erlitten, daß sie jetzt, wo sie sich in sehr bedrängten Umständen befindet, zu ihrem Vater zurückkehren möchte. Sofern Ihr nun geruhen wolltet, dieselbe unter meiner Obhut dem Vater wieder zuzuschicken, so würde das Euch zur größten Ehre und mir zum größten Nutzen gereichen; ich bin überzeugt, daß der Sultan einen solchen Liebesdienst nie vergessen würde." Der König gab mit fürstlichem Sinne sogleich seine Zustimmung, und ließ die Dame unter ehrenvoller Begleitung nach Famagosta bringen, wo sie von ihm und seiner Gemahlin mit größter Auszeichnung und vielen Feierlichkeiten empfangen wurde. Auf die Fragen, welche der König und die Königin in Betreff ihrer Schicksale an sie richteten, antwortete sie so, wie Antigonus sie vorher unterwiesen hatte.

Nach etlichen Tagen sandte sie dann der König auf ihr Ansuchen mit einem ehrenvollen und auserlesenen Ge-

folge von Herren und Damen unter der Leitung des Antigonus an den Sultan zurück. Wie groß die Freude bei ihrer Ankunft war, kann man sich wohl vorstellen; aber auch Antigonus und seine ganze Gesellschaft wurden nicht weniger freundlich empfangen. Als die junge Fürstin kaum ein wenig ausgeruht hatte, wollte der Sultan von ihr hören, wie sie mit dem Leben davon gekommen wäre, und wo sie sich so lange Zeit über aufgehalten hätte, ohne ihm über ihr Befinden die geringste Nachricht zu ertheilen. Darauf hob die Dame, welche sich die Unterweisung des Antigonus vortrefflich eingeprägt hatte, folgendermaßen zu ihrem Vater zu reden an:

„Etwa zwanzig Tage nach meiner Abreise von Euch, mein theurer Vater, wurde unser Schiff von einem fürchterlichen Sturme zerschellt, der es in der Nacht gegen eine westliche Küste nahe bei einem Orte trieb, welchen man Aguamorta nennt. Was aus der Schiffsmannschaft geworden ist, das habe ich nicht erfahren. Ich entsinne mich nur, daß am nächsten Tage, als ich wie von dem Tode erwachte, die Landleute, welche das gescheiterte Schiff bemerkt hatten, ringsum herbeiströmten, um es zu plündern, mich mit zweien meiner Frauen zuerst an das Land setzten, und daß dann mehrere junge Männer jeder Eine von uns ergriffen und nach verschiedenen Richtungen mit ihr davon liefen. Von jenen Beiden habe ich nie wieder etwas gehört. Mich hatten, trotz meinem Widerstreben, zwei Männer gepackt, welche mich, ohne auf mein Weinen und Wehklagen zu achten, an den Haaren hinter sich herschleppten. Als sie mich jedoch auf einer Heerstraße nach einem großen Walde hinschleifen wollten, kamen vier Berittene aus demselben heraus. Sobald nun diejenigen, welche mich mit sich fortrissen, dieselben erblickten, ließen sie mich los und ergriffen die Flucht. Die vier Reiter,

welche allem Anschein nach ehrbare Leute waren, eilten, als sie jene fliehen sahen, auf mich zu, und richteten an mich verschiedene Fragen, auf die ich ihnen antworten wollte; aber sie verstanden meine Sprache eben so wenig, als ich die ihrige. Nachdem sie darauf eine längere Berathung gepflogen, hoben sie mich auf ein Pferd, und brachten mich in ein nach ihren Religionsgebräuchen eingerichtetes Frauenkloster. Was die Ritter dort gesagt haben mögen, das weiß ich nicht; ich wurde aber daselbst sehr freundlich aufgenommen und mit der größten Achtung behandelt, während ich mit den Klosterfrauen den heiligen Crescentius im tiefen Thal, den die dortigen Weiber sehr gern haben, auf das Inbrünstigste verehrte. Nachdem ich nun einige Zeit bei ihnen verweilt, und auch ihre Sprache bereits einigermaßen erlernt hatte, erkundigten sie sich nach meinem Stande und meiner Heimath. Doch indem ich wohl bedachte, wo ich mich befand, und weil ich dabei auch besorgte, daß sie mich, wenn ich ihnen die Wahrheit entdeckte, leicht als eine Feindin ihres Glaubens verstoßen könnten, so gab ich ihnen nichts weiter zur Antwort, als: ich sey die Tochter eines sehr angesehenen cyprischen Edelmanns, und habe, vom Orkane verschleudert, auf der Fahrt zu meinem mit mir verlobten Bräutigam in Creta, Schiffbruch gelitten. In jener Zeit mußte ich nun oft, in Furcht vor etwas Schlimmerem, so manche ihrer Gebräuche mitmachen. Als mich aber eines Tages die oberste unter den Klosterfrauen, die man Aebtissin nannte, fragte, ob ich wohl nach Cypern zurückzukehren Lust hätte, sagte ich, daß dieses mein sehnlichster Wunsch wäre. Doch, für meine Ehre besorgt, wollte ich mich Niemandem anvertrauen, der nach Cypern reiste, bis endlich, jetzt vor zwei Monaten, etliche gesetzte Männer, von denen einer mit der Aebtissin verwandt war,

mit ihren Frauen nach jener Gegend aus Frankreich kamen. Als die Aebtissin vernahm, daß jene nach Jerusalem an das Grab reisen wollten, in welches derjenige, nachdem die Juden ihn getödtet, gelegt wurde, den sie dort für einen Gott halten, empfahl sie mich ihnen an, und bat sie, mich in Cypern meinem Vater zu überbringen. Sollte ich Alles erzählen, wie viele Ehre mir diese Männer bezeigten, und wie freundlich ich von ihnen und ihren Frauen aufgenommen wurde, so müßte ich noch viele Worte machen. Genug, wir gingen jetzt zu Schiff, und gelangten bald nach Caffa. Als ich dort angekommen war, ohne eine Seele zu kennen, wußte ich nicht, was ich zu jenen Edelleuten sagen sollte, die mich, dem Auftrag der ehrwürdigen Frau gemäß, meinem Vater zuführen sollten; doch führte mir der Himmel, der vielleicht Mitleid für mich empfand, gerade in der Stunde, wo wir zu Caffa landeten, den Antigonus am Ufer entgegen. Ich redete ihn sogleich an, und bat ihn in unserer Sprache, um von den Edelleuten und ihren Frauen nicht verstanden zu werden, daß er mich als seine Tochter aufnehmen möge. Er begriff mich sogleich, schien im höchsten Grade erfreut, und bewirthete meine Reisegesellschafter und ihre Frauen so gut, als es in seinen Kräften stand. Hierauf brachte er mich vor den König von Cypern, der mich unbeschreiblich ehrenvoll aufgenommen und Euch zugesandt hat. Wenn noch etwas Ferneres zu berichten übrig seyn sollte, so mag es Antigonus nachtragen, der alle meine Schicksale schon oft von mir erzählen hörte."

Hierauf wandte sich Antigonus zu dem Sultan und hob an: „Hoher Herr, Eure Tochter hat Euch ganz das Nämliche erzählt, was ich mehrmals theils aus ihrem Munde, theils von den Edelleuten, mit denen sie nach

Cypern kam, gehört habe. Nur Einen Punkt hat sie dabei übergangen, und vielleicht wohl bloß aus dem Grunde, weil sie nicht gut selbst davon sprechen kann. Ich meine nämlich, was mir jene Edelleute und Frauen, mit welchen sie gereist war, von dem ehrbaren Leben, das sie mit den heiligen Frauen geführt, und von ihren Tugenden und vortrefflichen Eigenschaften berichtet haben, und wie Männer und Weiber weinten und wehklagten, als sie sie bei mir zurücklassen und sich von ihr trennen mußten. Wenn ich Euch Alles wiederholen wollte, was ich darüber mit angehört habe, so würde weder der gegenwärtige Tag, noch die künftige Nacht hinreichen, es Euch ausführlich mitzutheilen. Ich will nur so viel hinzufügen, daß Ihr nach der Erzählung jener Leute und nach dem, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, Euch rühmen könnt, unter allen gekrönten Häuptern die schönste, ehrsamste und vortrefflichste Tochter zu besitzen."

Ueber diese Worte freute sich der Sultan unbeschreiblich, und bat Gott mehr als einmal, daß er ihm doch die Gnade erzeigen möchte, sich Allen, welche sich um seine Tochter Verdienste erworben, vornehmlich aber dem König von Cypern, der sie ihm so ehrenvoll zurückgesendet, erkenntlich bezeigen zu können. Etliche Tage nachher schickte er dem Antigonus kostbare Geschenke zu, gestattete es ihm, nach Cypern zurückzukehren, und schrieb Briefe an den König, in denen er ihm verbindlichst für Alles dankte, was er seiner Tochter Gutes erwiesen hatte, wobei er die Gesandten bat, den Inhalt dieser Schreiben mündlich noch mehr zu bekräftigen. Hierauf wollte er auch sein angefangenes Werk hinausführen, und seine Tochter mit dem König von Algarvien vermählen. Zu diesem Ende nun meldete er diesem die ganze Geschichte, und bemerkte dabei, wenn er sie heirathen wollte, so möchte er sie nur

abholen lassen. Der König von Algarvien hatte über diesen Brief eine große Freude. Sogleich ließ er sie durch ein höchst ehrenvolles Gefolge zu sich geleiten, und empfing sie mit offenen Armen. Darauf legte sie, die von acht Männern vielleicht zehntausendmal beschlafen worden war, sich als keusche Jungfrau neben ihm nieder, machte ihm glauben, daß sie dieses wirklich noch sey, und führte als Königin lange Jahre hindurch mit ihm ein glückliches Leben. Daher kommt das Sprichwort: „Ein Kuß auf den Mund macht nicht wund; neu geht die Liebe auf mit jedes Mondes Lauf."

VIII. Novelle.

Der Graf von Angers geht auf eine fälschliche Anklage ins Exil, und läßt seine beiden Söhne an verschiedenen Orten in England. Als er später unerkannt nach Schottland zurückkehrt, findet er sie in günstigen Verhältnissen, geht als Stallknecht zu dem Heer des Königs von Frankreich, und nachdem seine Unschuld an den Tag gekommen ist, erhält er seine frühere Stellung wieder.

Bei Anhörung der verschiedenen Abenteuer, welche die schöne Alatiel bestehen mußte, waren die Damen mehrmals in laute Seufzer ausgebrochen. Wer aber möchte wohl den Grund dieser Seufzer errathen können? Vielleicht waren es Seufzer des Verlangens nach eben so vielen Hochzeiten, vielleicht waren es auch hier und da Seufzer des Mitleids. Ohne jedoch über diesen Punkt genauere Untersuchungen anzustellen, bemerke ich nur, daß Pam-

philo's letzte Worte eine allgemeine Heiterkeit hervorbrachten. Als er nun fertig war, gebot die Königin der Elisa, jetzt fortzufahren, welche denn auch sogleich mit anmuthigem Tone folgendermaßen anhob:

„Wir ergehen uns heute auf einem weiten Felde, auf welchem sich Jeder wohl nicht bloß einmal, sondern zehenmal herumtummeln könnte, solch einen Reichthum an unerwarteten und empfindlichen Schlägen bietet uns das Schicksal dar. Ich will Euch jetzt aus der unendlichen Zahl solcher Geschichten nur Eine erzählen:

Als das römische Reich von den Franzosen auf die Deutschen übergegangen war, entspannen sich zwischen den beiden Völkern viele heftige und langwierige Kriege, weßhalb der König von Frankreich und sein Sohn, theils zur Vertheidigung des eigenen Landes, theils aber auch, um das fremde anzugreifen, die ganze Macht ihrer Freunde und Verwandten aufboten, und ein mächtiges Heer gegen den Feind ins Feld stellten. Doch ehe sie zu der Armee abreisten, setzten sie, um das Reich nicht steuerlos zu lassen, den Grafen Walther von Antwerpen, einen Mann von edler Abkunft und vieler Kenntniß, der ihnen, wie sie bereits genugsam erprobt hatten, treu und ergeben war, zum allgemeinen Reichsverweser ein. Dieser war zwar auch des Krieges keineswegs unkundig, jedoch hielten sie ihn geeigneter für die Geschäfte des Friedens. Und so begann denn Walther, das ihm übertragene Amt mit Verstand und Umsicht zu führen, und befragte dabei immer die Königin und ihre Schwiegertochter, welche er, ob sie gleich seiner Oberaufsicht übergeben worden waren, doch immer als seine Gebieterinnen betrachtete.

Walther war ein schöner Mann. Er stand ungefähr in dem Alter von vierzig Jahren, und hatte so feine Bildung und Sitten, als nur irgend ein Edelmann in

der Welt. Außerdem war er der sauberste Cavalier seiner Zeit, und that sich durch seinen reichen Anzug vor allen Andern hervor. Nun ereignete sich es, daß während der König von Frankreich und sein Sohn im Felde standen, Walthers Gemahlin starb, welche ihm zwei kleine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hinterließ. Weil er nun meistens an dem Hofe der genannten Damen verweilte, mit denen er sich oft über Staatsangelegenheiten zu besprechen hatte, so fügte sichs, daß die Gemahlin des Kronprinzen ein Auge auf ihn warf, und indem sie mit großem Wohlgefallen seine Person und seine Sitten betrachtete, entbrannte sie heimlich für ihn in glühender Leidenschaft, und da sie sich bewußt war, jung und schön zu seyn, und Walther keine Frau hatte, so glaubte sie, er werde ihren Wünschen gern entgegenkommen. Da ihr nach ihrem Dafürhalten nichts weiter als ihre Schaam im Wege stand, so beschloß sie, dieselbe zu verbannen, und ihm ihre Gedanken mitzutheilen. Zu diesem Zweck schickte sie eines Tages, wo sie gerade ganz allein war, und wo die Zeit passend schien, nach ihm, wie wenn sie sich über mehrere wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen hätte. Der Graf, dessen Gedanken von denen der Dame weit entfernt waren, säumte keinen Augenblick, sich bei ihr einzufinden. Ihrem Wunsche zufolge setzte er sich in einem Zimmer, wo sie Beide ganz allein waren, auf ein Ruhebett; dort hatte er die Dame bereits zweimal, ohne von ihr Antwort zu erhalten, nach dem Grunde gefragt, warum sie ihn vor sich beschieden habe, als sie auf einmal, von Leidenschaft hingerissen, obwohl von der Purpurfarbe der Schaam überzogen, zitternd und in gebrochenen Worten also zu ihm zu reden anhob: „Mein theurer und geliebter Freund; Euch als einem überaus verständigen Manne, ist die Gebrechlichkeit der Männer so-

wohl, als der Frauen, welcher allerdings das schwächere Geschlecht noch häufiger unterliegen mag, sicherlich nicht unbekannt. Mit Rücksicht auf dieselbe wird ein gerechter Richter die gleiche Sünde bei verschiedenen Personen nicht auf gleiche Art bestrafen. Und wer möchte es denn wohl in Abrede stellen, daß ein armer Mann oder ein armes Weib, die ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen, weit tadelnswerther wären, wenn sie sich von der Liebe verleiten ließen, und ihrer Begierde folgten, als wenn es eine Frau thäte, die, mitten im Schooße des Reichthums sitzend, nicht gewohnt ist, sich etwas zu versagen, wornach sie ein Verlangen fühlt? Ich glaube Niemand. Und deßhalb bin ich der Meinung, daß die erwähnten Umstände zur Entschuldigung derjenigen, bei welcher sie eintreten, großes Gewicht haben müssen, falls sie sich so weit vergessen sollte, Liebesbewerbungen Gehör zu verstatten; und das, was etwa noch von Schuld übrig bleibt, muß durch die Wahl eines würdigen Liebhabers gerechtfertigt werden. Da sich nun meinem Erachten nach diese beiden Umstände bei mir vereinigen, und noch andere Gründe dazutreten, die mich zur Liebe bewegen müssen, wie z. B. meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls, so werden mich diese in Euren Augen wegen meiner feurigen Liebe entschuldigen. Wenn nun diese Gründe das Gewicht bei Euch haben, welches sie bei verständigen Leuten haben müssen, so bitte ich Euch, mir Euren Rath und Hülfe zu gewähren. Ich gestehe Euch nämlich, daß ich mich unfähig fühlte, während der Entfernung meines Gemahls den fleischlichen Lüsten und der Gewalt der Liebe zu widerstehen, die so gewaltig ist, daß selbst die stärksten Männer oft von ihr besiegt wurden und noch täglich besiegt werden, geschweige denn schwache Frauenzimmer; und da ich mich im besten Wohlleben befinde, so war ich mehrmals

schwach genug, dem Verlangen der Liebe Gehör zu geben, und meiner Neigung nachzuhängen. Wenn diese meine Schwachheit offenkundig würde, so würde man allerdings verwerflich darüber urtheilen; so lange sie indeß verborgen bleibt, so wird der Anstand in nichts verletzt. Der Gott Amor war mir bisher dermaßen günstig, daß er mir bei der Wahl meiner Liebhaber immer den Verstand nicht nur bewahrte, sondern mir denselben in so hohem Grade verlieh, daß er nach Eurem Anblick meine Neigung Euch, als einem meiner würdigen Gegenstande zulenkte. Denn wofern ich mich nicht täusche, so sehe ich in Euch den schönsten, artigsten und anmuthigsten Cavalier, der in ganz Frankreich existirt. Ihr seyd ohne Frau, und ich bin ohne Mann. Und so bitte ich Euch denn bei der heißen Liebe, die ich für Euch empfinde, mir die Erwiederung derselben nicht vorzuenthalten, und mit meiner Jugend Nachsicht zu haben, die sich wahrhaftig um Euretwillen wie das Eis am Feuer verzehrt." — Nach diesen Worten brach sie in einen solchen Strom von Thränen aus, daß sie der Sprache nicht mehr mächtig war, sondern ihr Haupt sinkte, und, wie von dem Uebermaaß des Gefühles überwältigt, dasselbe in den Schoos des Grafen legte. Der Graf, als ein ehrbarer Ritter, fing an, diese Liebe aufs Strengste zu tadeln, er wies ihre Umarmungen ab, und vermaß sich hoch und theuer, daß er sich lieber rädern und viertheilen lassen wollte, ehe er sich selbst oder einem Andern einen so groben Verstoß gegen die Ehre seines Oberherrn erlauben würde. Nach dieser Aeußerung vergaß die Dame plötzlich ihre Liebe, und rief voll Wuth aus: „Unwürdiger Ritter, so wollt Ihr denn meine Wünsche verhöhnen? Da sey Gott vor, daß ich, weil Ihr mich tödten wollt, nicht Euch zuvor den Garaus machen sollte!" Bei diesen Worten zerraufte sie sich in wilder Leidenschaft

das Haar, gerieth in die größte Verwirrung, riß sich die Kleider entzwei, schlug sich mit geballten Fäusten an die Brust, und schrie, so laut sie konnte: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun!“ Als nun der Graf dieses sah, und wohl bedachte, daß der Neid der Hofleute mächtiger seyn werde, als sein gutes Gewissen, und man der Dame mehr glauben würde, als seiner Unschuld, verließ er eiligst das Zimmer und den Palast, floh nach Haus, setzte, ohne etwas Weiteres zu thun, seine Kinder zu Pferd, bestieg sein Roß, und ritt eiligst nach Calais. Unterdessen liefen auf das Geschrei der Dame viele Leute herbei, welche, als sie sie in dem ungeordneten Zustande antrafen, nicht bloß ihren Worten Glauben schenkten, sondern außerdem noch argwöhnten, daß sich der Graf seit längerer Zeit so artig und zuvorkommend gegen sie benommen, damit er nun zu seinem Zwecke gelangen möchte. So lief denn nun jetzt Alles nach dem Hause des Grafen, voll Wuth, um ihn sogleich festzunehmen; seine Wohnung wurde geplündert, zerstört und der Erde gleich gemacht. Die Kunde von dem Geschehenen kam in großer Verunstaltung jetzt auch in das Lager des Königs und seines Sohnes, welche darüber im höchsten Grade entrüstet, den Grafen und alle seine Nachkommen zu ewigem Exile verdammten, und Jedem ansehnliche Geschenke versprachen, welcher den Grafen todt oder lebendig an Ort und Stelle liefern würde. Es bekümmerte den Grafen in tiefster Seele, daß er trotz seiner Unschuld durch die Flucht den Schein der Schuld auf sich geladen hatte. Doch ging er jetzt, ohne sich erkennen zu geben, oder erkannt zu werden, mit seinen Kindern nach Calais, setzte sogleich nach England über, und wandte sich in schlechter Kleidung nach London. Bevor er daselbst anlangte, unterwies er seine beiden kleinen Kinder vornehm-

lich in zwei Dingen, vorerst, daß sie das Schicksal einer unverschuldeten Armuth ruhig ertragen möchten, und dann, daß sie sich mit aller Vorsicht hüthen sollten, irgend Jemandem über ihren Vater und ihre Heimath Auskunft zu geben. Der Sohn hieß Ludwig, und war etwa neun Jahre alt, und das Mädchen, Namens Violante, ging ins siebente; diese begriffen die Unterweisung ihres Vaters, so weit es in ihrem zarten Alter möglich war, recht gut, was sie später durch die That bewiesen. Damit indeß der Zweck leichter erreicht werden möchte, glaubte der Vater die Namen der Kinder verändern zu müssen, und nannte daher den Knaben Pierrot, und das Mädchen Jeannette. Als sie nun in schlechter Kleidung nach London gekommen waren, gingen sie nach Art der französischen Bettler nach Almosen umher. Da geschah es denn, daß, als sie eines Morgens in gleicher Absicht an einer Kirche standen, eine vornehme Dame, die mit einem der Marschälle des Königs von England vermählt war, den Grafen mit seinen beiden Kindern gewahrte, wie sie gerade um Almosen bettelten. Die schöne Dame fragte ihn, woher er wäre, und ob diese Kinder ihm gehörten. Er erwiederte, er sey aus der Picardie, und habe wegen der Verbrechen seines älteren ungerathenen Sohnes flüchtig werden müssen. Die Dame, welche von Natur ein gar mitleidiges Herz hatte, warf ein Auge auf die Kleine, die ihr wohlgefiel, weil sie hübsch, artig und zuthulich war, und sagte: „Guter Mann, wenn du es zufrieden bist, mir dein Töchterlein zu überlassen, so will ich sie um ihres einnehmenden Aeußern willen gerne zu mir nehmen, und wenn sie sich gut hält, so werde ich mich zur geziemenden Zeit um eine gute Parthie für sie bemühen." Dem Grafen war dieses Anerbieten höchst willkommen; er willigte sogleich ein, übergab der Dame das Kind mit nassen Augen,

und empfahl es noch auf das Angelegentlichste ihrer Fürsorge.

Nachdem er nun die Kleine auf diese Art untergebracht, und sie in den besten Händen wußte, beschloß er, nicht länger zu verweilen, sondern durchstreifte bettelnd die Insel, und gelangte, von der ungewohnten Fußreise sehr erschöpft, mit Pierrot nach Wales. Dort wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Haus machte und eine zahlreiche Dienerschaft hielt, und in dessen Palast der Graf mit seinem Sohne einigemal erschien, um sich eine Mahlzeit auszubitten. Dieser Marschall hatte einen Sohn, der mit den Kindern anderer Edelleute öfters gymnastische Uebungen anstellte; unter diese mischte sich Pierrot öfters, und übertraf durch seine Gewandtheit alle Uebrigen. Als dieses der Marschall eines Tags bemerkte, und an dem Aeußern sowohl, als an den Sitten des Knaben sein Wohlgefallen fand, fragte er, wer er wäre. Man sagte ihm, es sey der Sohn eines armen Mannes, der zuweilen komme, um sich ein Almosen zu erbitten. Darauf ließ der Marschall den Vater um den Knaben ansprechen, welcher, da er nichts sehnlicher von dem Himmel erfleht hatte, gern bereit war, ihm denselben zu überlassen, so schwer er sich auch von ihm trennen konnte. Als nun der Graf seine beiden Kinder auf diese Art untergebracht hatte, gedachte er nicht länger mehr in England zu verweilen, sondern sah sich nach einer Gelegenheit um, nach Irland zu gelangen. Dort angekommen ging er als Knecht bei einem Grafen in Dienste, besorgte daselbst Alles, was ein Knappe thun muß, und blieb dort unter vielem Ungemach und großer Mühe lange Zeit, ohne von irgend Jemand erkannt zu werden.

Inzwischen nahm Violante, unter dem Namen Jeannette, bei der vornehmen Dame in London an Jahren

und Schönheit zu, und gewann die Gunst der Herrin und ihres Gemahls, so wie aller übrigen Hausgenossen im höchsten Grade. Wer sie nur sah, der mußte gestehen, daß ihr sittsames Betragen der größten Auszeichnung und des höchsten Glückes würdig sey. Deßhalb hatte sich die Dame, die sie von dem Vater erhalten, über welchen sie nie etwas Anderes gehört, als was er ihr selber gesagt, sich vorgenommen, sie ihrem wahrscheinlichen Stande angemessen so gut als möglich zu verheirathen. Gott aber, der die Verdienste der Menschen gerecht belohnt, und wußte, daß sie von adelicher Geburt war und höchst schuldlos für fremde Sünden büße, lenkte es anders; denn wir müssen annehmen, daß das, was sich jetzt ereignete, durch seine Gnade herbeigeführt wurde, um die edle Jungfrau nicht in niedrige Hände fallen zu lassen. Die vornehme Dame, welche Jeannetten zu sich genommen, hatte von ihrem Gemahl einen einzigen Sohn, den sowohl sie, als auch der Vater, nicht allein, weil er ihr Sohn war, sondern auch wegen seiner Tugenden und Vorzüge auf das Zärtlichste liebten; denn er war tapfer, wohlgesittet, schön und von adelicher Gesinnung wie nur irgend Einer. Dieser mochte nun etwa sechs Jahre älter seyn, als Jeannette, und ihre Schönheit und Anmuth machten auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er sich sterblich in sie verliebte, und außer ihr nichts mehr hörte und sah. Weil er jedoch glaubte, daß sie von geringem Herkommen sey, so wagte er es nicht nur nicht, sie sich von seinen Eltern zur Gemahlin zu erbitten, sondern, da er besorgte, man möchte ihn schelten, daß er einen so niedrigen Gegenstand seiner Neigung gewählt habe, verbarg seine Liebe so viel er konnte. Dadurch wurde aber seine Gluth noch heftiger angefacht, als wenn er sie entdeckt hätte. Und so geschah es denn, daß er, von übermäßiger Leidenschaft verzehrt,

schwer erkrankte. Man berief mehrere Aerzte, um ihn wiederherzustellen; so sehr diese aber auch die Symptome der Krankheit beobachteten, so konnten sie derselben doch durchaus nicht auf den Grund kommen, und mußten demnach an seinem Aufkommen verzweifeln. Der Schmerz der Eltern über diese hoffnungslose Entscheidung läßt sich nicht beschreiben. Oft drangen sie aufs Zärtlichste in ihren Sohn, ihnen doch die wahre Ursache seines traurigen Zustandes offen zu entdecken; er aber antwortete nur mit Seufzern, oder sagte, er fühle sich in seinem Innern verzehrt. Da traf es sich eines Tages, daß, während ein zwar noch junger, aber in seiner Wissenschaft tief unterrichteter Arzt neben dem Kranken saß, und ihn an der Stelle des Armes hielt, wo man den Puls fühlt, Jeannette, die ihn aus Liebe zu seiner Mutter sorgfältig pflegte, in das Zimmer trat, wo der Kranke lag, um etwas für ihn zu besorgen. Als der Jüngling das Mädchen erblickte, verrieth er seine Bewegung zwar weder durch ein Wort, noch durch eine Geberde, aber bei der innern Entflammung seines Herzens begann sein Puls stärker als vorher zu schlagen. Dem Arzt war dieß sogleich auffallend; doch blieb er still, um zu sehen, wie lange diese heftigere Wallung des Blutes anhalten würde. Sobald Jeannette das Zimmer verlassen hatte, schlug der Puls wieder schwächer. Jetzt glaubte der Arzt der Krankheit auf die Spur gekommen zu seyn. Er ließ daher, während er den Kranken immer noch am Arme hielt, Jeannetten, unter dem Vorwande, sie nach irgend etwas fragen zu wollen, wieder herein rufen. Sie war nicht sobald in das Zimmer getreten, als der Puls des jungen Mannes zunahm, und ebenfalls wieder nachließ, als sie hinausging. Nachdem jetzt der Arzt seiner Sache ganz gewiß zu seyn glaubte, stand er auf, nahm die Eltern des Jünglings auf die Seite, und sagte zu

ihnen: „Die Wiederherstellung eures Sohnes liegt nicht an den Aerzten, sondern in Jeannettens Händen. Sichere Anzeigen haben mir dargethan, daß euer Sohn sie glühend liebt, obgleich sie, wie ich sehe, keine Ahnung davon hat. Ihr wißt jetzt, was ihr zu thun habt, wenn euch an seinem Leben etwas liegt." Der Edelmann und seine Gemahlin waren froh über diese Nachricht, weil sie ihnen doch nun wenigstens eine Aussicht auf seine Wiederherstellung zeigte, so schwer es ihnen auch ankam, das zu thun, was unvermeidlich schien, nehmlich Jeannetten ihrem Sohne zur Frau zu geben. Als sich der Arzt entfernt hatte, gingen sie zu dem Kranken, und die Mutter sagte: „Mein Sohn, ich hätte nicht gedacht, daß du mir irgend einen deiner Wünsche verbergen würdest, am wenigsten aber, wo du dir durch die Verheimlichung desselben eine Krankheit zugezogen hast. Du konntest dir ja doch wohl vorstellen, daß ich, um dich zu beruhigen, Alles thun würde, was in meinen Kräften stünde, selbst in dem Falle, daß von Seiten unseres Standes etwas dagegen einzuwenden wäre. Weil du aber dennoch nicht offen gegen mich gewesen bist, so hat dir Gott ein größeres Mitleid bezeigt, als du es selbst gethan hast, und mir, damit du an dieser Krankheit nicht sterben mögest, die Ursache derselben entdeckt, die in nichts Anderem besteht, als in übermäßiger Liebe, die du für ein Mädchen, die ich nicht nennen will, empfindest. Warum schämst du dich doch, mir dieß zu offenbaren? Dein Alter bringt es ja mit sich, und ich müßte gar nichts von dir halten, wenn du nicht verliebt wärest. So scheue dich denn also nicht länger vor mir, mein Sohn, sondern sprich mir frei deine Wünsche aus! Verbanne die Schwermuth und alle jene Bedenklichkeiten, welche dir diese Krankheit zugezogen haben, sey gutes Muthes, und glaube gewiß, daß von meiner Seite

Alles geschehen wird, was ich für dich thun kann; denn dein Glück ist mir lieber als mein Leben. Verscheuche deine hier falsch angebrachte Schaam und deine Besorgniß, sage mir, wie ich deine Liebe fördern kann, und nenne mich die grausamste Mutter, welche jemals einen Sohn geboren, wenn ich mich nicht aufs Aeußerste bemühe, dich an das ersehnte Ziel zu führen! Da der Jüngling diese Worte seiner Mutter vernahm, befand er sich erst in großer Verlegenheit darüber, daß sein Geheimniß verrathen sey. Als er aber bedachte, daß Niemand besser als sie die Erfüllung seiner Wünsche bewerkstelligen könne, überwand er seine Zurückhaltung, und sagte: „Theuerste Mutter, aus keinem andern Grunde habe ich Euch meine Liebe verheimlicht, als weil ich an den meisten Menschen die Erfahrung gemacht habe, daß sie, wenn sie in höhere Jahre kommen, sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß sie auch einmal jung gewesen sind. Weil Ihr Euch aber in diesem Punkte so versiändig zeigt, so läugne ich nicht nur nicht, daß dem also ist, wie Ihr vermuthet, sondern ich will Euch auch den Gegenstand meiner Liebe entdecken, vorausgesetzt, daß Ihr Euer Versprechen nach Kräften erfüllt; denn nur auf diese Art könnt Ihr mir meine Gesundheit wiedergeben." Die Dame, welche allzusicher auf das Gelingen einer Sache rechnete, welche ihr, wenigstens in der Weise, wie sie vermeinte, nicht gelang, erwiederte, er möge sich nur fest auf ihr Wort verlassen, und ihr ohne Bedenken seine Wünsche offenbaren, worauf sie sogleich die geeigneten Schritte thun werde, ihn an sein Ziel zu fördern. Darauf versetzte der Jüngling: „Liebe Mutter, die hohe Schönheit und das liebenswürdige Betragen unserer Jeannette, die Unmöglichkeit, ihr meine Neigung zu offenbaren, geschweige denn, von ihrer Seite vernünftiger Weise Gegenliebe erwarten zu dürfen, und meine eigene

Scheu, die mich abhielt, gegen irgend Jemand von meiner Liebe zu sprechen, haben mich in den gegenwärtigen Zustand versetzt; und wenn der Erfüllung Eures Versprechens ein Hinderniß entgegen treten sollte, so seyd überzeugt, daß es bald mit meinem Leben zu Ende geht." Die Dame, welche sah, daß es jetzt rathsamer sey, ihn zu ermuthigen, als zu schelten, erwiederte lächelnd: „Ach mein Sohn! Deßhalb also hast du dich krank gegrämt? Nun sey jetzt guten Muthes, und laß mich nur machen, so sollst du bald wieder gesund werden!" Der Jüngling, der jetzt voll guter Hoffnung war, besserte sich zusehends, und die Dame, darüber höchlichst erfreut, dachte nun darauf, wie sie ihr dem Sohne gegebenes Versprechen erfüllen könnte. Sie rief zu diesem Ende eines Tages Jeannetten, und fragte sie mit freundlichem Scherz, ob sie einen Liebhaber habe. Jeannettens Wangen überzogen sich bei diesen Worten mit purpurner Röthe, und sie antwortete: „Gnädige Frau, für ein armes, von Haus vertriebenes Mädchen, wie ich, würde es sich nicht schicken, an solche Dinge zu denken." Hierauf versetzte die Dame: „Wenn du also keinen hast, so will ich dir einen verschaffen, an dem du deine Freude haben, und durch den du deines Lebens erst recht froh werden sollst; denn ein so schönes Mädchen, wie du, soll nicht ohne Liebhaber bleiben!" „Edle Frau", erwiederte darauf Jeannette, „Ihr habt mich als ein armes Mädchen von meinem Vater empfangen, und wie eine leibliche Tochter gehalten; deßhalb achte ich es für meine Pflicht, in allen Stücken Euch Eure Wünsche an den Augen abzusehen. Nur in diesem einzigen Punkte kann ich Euch unmöglich willfahren, und ich glaube, daran recht zu handeln. Wenn es Euch gefällt, mir einen Mann zu geben, so werde ich diesen lieben und keinen andern; denn ich habe von mei-

nen Vorältern nichts ererbt, als nur die Ehrbarkeit, und diese will ich mir bewahren bis zu meinem letzten Athemzug." Diese Antwort schien dem Plane sehr entgegen, welchen sich die Dame entworfen hatte, um ihrem Sohn ihr Versprechen zu halten, so sehr sie auch, als eine einsichtsvolle Frau, im Stillen das Benehmen des Mädchens billigen mußte. Jetzt sagte sie: „Wie aber nun, Jeannette, wenn der König selbst, der noch ein junger Mann ist, von deiner Liebe eine Gunst verlangte, würdest du sie ihm denn wohl verweigern?" Hierauf antwortete Jeannette, ohne sich einen Augenblick zu bedenken: „Gewalt könnte mir der König anthun, aber mit meiner Zustimmung würde er nie etwas Anderes von mir erlangen, als was die Sittsamkeit gestattet." Als sich jetzt die Dame hinlänglich über ihre Gesinnungen unterrichtet hatte, sparte sie weitere Worte, und beschloß, sie durch die That auf die Probe zu stellen. Sie sagte also zu ihrem Sohne, sobald er völlig genesen sey, so wolle sie Jeannetten mit ihm in Ein Zimmer bringen; dann solle er sich selbst bemühen, das erwünschte Ziel zu erreichen, da es ihr nicht passend scheine, für den Sohn eine Kupplerin zu werben, und ein in ihrem Dienste stehendes Mädchen um Liebe zu bitten. Damit war aber der Jüngling keineswegs zufrieden, und seine Krankheit wurde von Stund an wieder um Vieles schlimmer. Als die Mutter dieß bemerkte, ging sie gegen Jeannetten deutlicher mit der Sprache heraus, fand dieselbe jedoch noch standhafter, als zuvor. Sie theilte daher jetzt die ganze Sache ihrem Gemahl mit, worauf sich Beide, so hart es ihnen auch ankam, gemeinschaftlich entschlossen, die Jeannette mit ihrem Sohne zu vermählen. Denn sie wollten immer noch lieber ihren Sohn lebendig mit einer Frau von geringem Stande verheirathet, als ohne eine Gattin todt

sehen. Und so thaten sie denn nach mehrfachen Berathschlagungen auch wirklich. Jeannette war darüber höchst erfreut, und dankte Gott von ganzer Seele, daß er sie nicht vergessen habe, gab sich aber demungeachtet auch jetzt noch für nichts Anderes, als die Tochter eines Picarden, aus. Der Jüngling genas, feierte seine Hochzeit fröhlicher, als irgend Einer, und fühlte sich mit seiner Gattin höchst glücklich.

Unterdessen hatte Pierrot, der in Wales bei dem Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, bei seinem Heranwachsen die Gunst seines Herrn erlangt, und war ein so schöner und tapferer Jüngling, wie kein anderer auf der ganzen Insel, geworden. Niemand von den Einheimischen that es ihm bei Turnieren und Waffenspielen in Führung der Waffen gleich. Unter dem Namen Pierrot der Picarde war er deßhalb auf der ganzen Insel überall bekannt. Wie nun Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte sich es bald, daß er auch seiner gedachte. Die Gegend wurde nämlich von einer verheerenden Seuche befallen, welche beinahe die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte, und von den Uebrigen flüchtete sich eine so große Menge nach entlegenen Orten, daß das ganze Land umher verödet schien. Dieser allgemeinen Sterblichkeit erlagen nun auch Pierrots Herr, der Marschall, dessen Frau und Sohn, mehrere andere Brüder, Neffen und Verwandte, und es blieb Niemand übrig, als eine bereits mannbare Tochter, Pierrot und etliche andere Diener. Nachdem nun die Wuth der Seuche nachgelassen hatte, nahm die junge Dame auf das Zureden und zur Freude einiger am Leben gebliebenen Lehensleute, Pierrot, als einen wackern und tüchtigen Mann, zum Gemahl, und machte ihn zum Herrn über Alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Nach kurzer Zeit, als

der König von England den Tod des Marschalls vernommen hatte, ernannte dieser Pierrot den Picarden, dessen Tüchtigkeit er bereits kannte, an die Stelle des Verstorbenen zu seinem Marschall. Das ist kürzlich die Erzählung der beiden unschuldigen Kinder des Grafen von Antwerpen, die er, wie Verlorene, in der Welt zurückgelassen hatte.

Es waren nun bereits achtzehn Jahre verstrichen, seit der Graf von Antwerpen aus Paris geflohen war, als ihm nach manchem ertragenen Ungemach und einem gar dürftigen Leben der Gedanke beikam, Irland zu verlassen, und sich in seinen alten Tagen einmal umzusehen, was wohl aus seinen Kindern geworden seyn möchte. Sein Aussehen hatte sich zwar in der Zeit völlig umgewandelt, doch war er durch die anhaltenden körperlichen Anstrengungen rüstiger geworden, als damals, wo er in Muße lebte; und so verließ er denn, arm und gering gekleidet, das Haus des Herrn, dem er lange gedient hatte, und fuhr nach England hinüber. Dort wandte er sich zunächst an den Ort, wo er Pierrot zurückgelassen, und als er fand, daß er ein Marschall und großer Herr geworden war, hatte er darüber eine herzliche Freude; doch wollte er sich nicht eher zu erkennen g.'en, als bis er über Jeannetten Auskunft erhalten hätte. Zu dem Ende begab er sich auf die Reise, und ruhte nicht eher aus, als bis er in London angekommen war. Dort erkundigte er sich vorsichtig nach der Dame, welcher er seine Tochter überlassen; und da hörte er denn, daß Jeannette die Gemahlin ihres Sohnes geworden sey. Er hatte darüber eine so unaussprechliche Freude, daß er all' sein überstandenes Ungemach vergaß, da er die Kinder lebend und glücklich wiedergefunden. Voll Verlangen, die Tochter zu sehen, ging er, wie ein armer Mann, täglich in

der Nähe ihres Hauses betteln. Dort traf ihn eines Tages Jacob Lamiens, der Gemahl Jeannettens; diesen jammerte der arme, alte Mann; er ließ ihn durch einen seiner Diener in das Haus führen und ihm dort Speise geben. Auch der Diener empfand Mitleid, daher er gern seinen Auftrag vollzog. Jeannette hatte dem Jacob bereits mehrere Kinder geboren, von denen das älteste nicht über acht Jahre zählte, und alle waren sehr hübsch und artig. Als diese den Grafen essen sahen, waren sie sogleich alle um ihn her, und bezeigten sich so vertraulich gegen ihn, als ob sie, von einer geheimen magnetischen Kraft angezogen, geahnt hätten, daß er ihr Großvater sey. Da nun der Graf bald gewahrte, daß es seine Enkel seyen, herzte und liebkoste er sie, weßhalb sich die Kinder, trotz dem wiederholten Rufen ihres Aufsehers, nicht mehr von ihm trennen wollten. Als Jeannette das hörte, kam sie aus einem anstoßenden Gemach in das Zimmer, wo sich der Graf befand, und drohte den Kindern mit Schlägen, wenn sie dem Befehl ihres Lehrers nicht gehorchen würden. Da fingen denn die Kinder an zu weinen, und sagten, sie wollten bei dem braven Manne bleiben, der es besser mit ihnen meine, als ihr Lehrer; worüber der Graf und die Gräfin herzlich lachen mußten. Unterdessen war der Graf aufgestanden, nicht um die Tochter als Vater zu begrüßen, sondern um ihr, wie ein armer Mann einer vornehmen Dame, seine Ehrfurcht zu bezeigen, und empfand über ihren Anblick im Stillen eine wunderbare Freude. Sie aber erkannte ihn weder damals, noch später, so sehr hatte sich sein Aeußeres verändert; denn er war alt, grau, bärtig, mager und braun von Farbe geworden, so daß er eher jedem Andern glich, als dem Grafen von Antwerpen. Als nun die Dame sah, daß die Kinder nicht von ihm lassen

wollten, sondern weinten, wenn man sie hinwegrief, gebot sie dem Lehrer, er möge sie eine Weile gehen lassen. Während nun die Kinder noch bei dem wackern Alten verweilten, kam Jacobs Vater von ungefähr nach Hause zurück, und hörte von dem Aufseher, was geschehen war. Da dieser ohnehin Jeannetten nicht leiden konnte, so sagte er zu dem Lehrer: „Laßt sie beim Teufel, der sie holen mag, wenn es ihm beliebt! ihr Betragen verräth ihre Abkunft. Ihre Mutter ist eine Bettlerstochter, und es daher kein Wunder, wenn sie sich zu Bettlern halten." Als der Graf diese Worte hörte, fühlte er sich tief gekränkt, trug aber diese Beschimpfung, wie schon so manche andere, schweigend, mit einem bloßen Achselzucken. Jacob dagegen liebte die Kinder so sehr, daß er, nachdem er ihre Zuneigung gegen den wackern Alten bemerkte (was ihm freilich nicht ganz recht war), doch, nur um sie nicht weinen zu sehen, diesem melden ließ, wenn er einen Dienst im Hause annehmen wolle, so solle er willkommen seyn. Der Alte erwiederte: er wolle gerne bleiben, aber er verstehe sich auf nichts weiter, als mit den Pferden umzugehen, was sein ganzes Leben hindurch sein Geschäft gewesen sey. Es wurde ihm daher ein Pferd zur Wartung angewiesen, und so bald er dieses besorgt hatte, spielte er mit den Kindern.

Während das Schicksal auf die erzählte Weise den Grafen und seine Kinder umherführte, geschah es, daß der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrfachen Waffenstillstand geschlossen hatte, starb, und an seine Stelle wurde sein Sohn, durch dessen Gemahlin der Graf vertrieben worden war, zum Könige gekrönt. Als nun der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen zu Ende war, begann der junge König einen heftigen Krieg, und der König von England, als sein neuer

Verwandter, sandte ihm zahlreiche Hülfstruppen unter dem Commando seines Marschalls Pierrot und des Jacob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls. In dem Gefolge des Letztern befand sich auch der wackre alte Graf, ohne von Jemand erkannt zu werden, und diente eine geraume Zeit als Pferdeknecht bei dem Heere, wo er durch seine Geschicklichkeit und Erfahrung weit mehr nützte, als man von ihm hätte erwarten sollen. Während dieses Krieges geschah es, daß die Königin von Frankreich schwer erkrankte. Als sie nun ihr Ende herannahen sah, bereute sie alle ihre Sünden, und beichtete diese dem Erzbischoff von Rouen, der allgemein für einen frommen und wohlmeinenden Mann galt. Unter Anderm erzählte sie diesem auch das schwere Unrecht, welches durch ihre Schuld dem Grafen von Antwerpen widerfahren war, und sie beichtete dieß nicht bloß dem Erzbischof, sondern wiederholte den ganzen Hergang der Sache auch in Gegenwart vieler anderer angesehenen Personen, welche sie ersuchte, sie möchten doch bei dem König darauf hinwirken, daß der Graf, wofern er noch am Leben wäre, wo aber nicht, wenigstens seine Kinder wieder in die vormaligen Besitzungen eingesetzt würden. Bald nach diesem Geständnisse starb die Königin, und wurde ehrenvoll bestattet. Als dieses Bekenntniß dem König hinterbracht wurde, that es ihm leid um das Unrecht, welches er einem so braven Manne zugefügt hatte, und er ließ daher sogleich im ganzen Heere und überdieß noch weit und breit im Lande ausrufen, daß, wer ihm über den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder Auskunft ertheilen könnte, eine große Belohnung erhalten solle; denn aus den Bekenntnissen der Königin habe sich erwiesen, daß der Graf des Verbrechens, um dessentwillen er verbannt worden, nicht schuldig sey, und er habe daher im Sinne, ihn in

seine frühere Ehren und Besitzungen wieder einzusetzen, und ihm noch größere dazu zu verleihen. Dieser Aufruf kam auch dem Grafen in seiner niedern Stellung zu Ohren. Nachdem er sich nun von der Wahrheit überzeugt hatte, ging er sogleich zu Jacob, welchen er bat, er möchte auch Pierrot rufen lassen, denn er wolle ihnen die Auskunft geben, die der König verlange. Als sie nun alle drei beisammen waren, sagte der Graf, der sich jetzt entdecken wollte, zu Pierrot: „Pierrot, Jacob, der hier steht, hat deine Schwester zur Frau, und hat keine Mitgift von ihr erhalten. Damit jedoch deine Schwester nicht ohne Aussteuer bleibe, so will ich, daß er und kein Anderer die große Belohnung empfange, welche der König demjenigen verheißt, der dich anzuzeigen weiß. So möge er denn dich als den Sohn des Grafen von Antwerpen angeben, seine Frau, als Violante, deine Schwester, und mich, euren Vater, als den Grafen von Antwerpen." Als Pierrot den Redenden bei diesen Worten schärfer ins Auge faßte, erkannte er ihn sogleich, warf sich ihm weinend zu Füßen, schloß ihn in seine Arme und rief aus: „Mein theurer Vater, seid mir tausendmal willkommen!" Jacob aber war zuerst von der Rede des Grafen und dann von dem Benehmen Pierrots so von freudigem Erstaunen ergriffen, daß er gar nicht wußte, was er thun sollte. Doch schenkte er bald den Worten des Grafen vollen Glauben, schämte sich der harten Reden, die er gegen ihn als Stallknecht gebraucht, sank ihm weinend zu Füßen, und bat ihn für jede ihm früher zugefügte Schmach demüthig um Verzeihung, die ihm der Graf, indem er ihn aufstehen hieß, auch gerne gewährte. Nachdem sich nun alle drei ihre verschiedenen Schicksale einander erzählt, viel geweint, und sich dann wieder gefreut hatten, wollten Pierrot und Jacob den

Grafen mit neuen Kleidern versehen. Doch gab dieser es durchaus nicht zu, sondern bestand darauf, daß Jacob, erst wenn ihm die versprochene Belohnung gesichert wäre, ihn in dieser schlechten Kleidung dem Könige vorführe, um denselben desto mehr zu beschämen. So ging denn Jacob mit dem Grafen und Pierrot vor den König, und versprach ihm, den Grafen mit seinen Kindern vor ihn zu bringen, sofern er ihm anders die verheißene Belohnung zu Theil werden lassen wollte. Darauf ließ der König sogleich die für Jeden ausgesetzten Belohnungen, über deren Größe Jacob erstaunte, herbeischaffen, und befahl, sie ihm einzuhändigen, wenn er über den Grafen und seine Kinder die gewünschte Nachricht ertheilen könne. Hierauf wandte sich Jacob herum, ließ den Grafen, seinen Stallknecht, und Pierrot vortreten, und sagte: „Gnädiger Herr, hier sind Vater und Sohn! Die Tochter, die ich zur Frau habe, ist zwar nicht gegenwärtig, doch sollt Ihr sie, so Gott will, baldigst sehen.“ Als der König dieß hörte, betrachtete er den Grafen mit prüfendem Auge, und erkannte ihn, so sehr er sich auch mit der Zeit verändert hatte, doch endlich wieder. Mit Thränen in den Augen hob er den knieenden Grafen auf, küßte und umarmte ihn, empfing Pierrot freundschaftlich, und gebot, den Grafen sogleich seinem Range gemäß mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Waffen zu versehen. Sein Befehl wurde augenblicklich vollzogen. Darauf erwies der König dem Jacob ebenfalls viel Ehre, und wollte seine früheren Schicksale hören. Als nun Jacob die Geschenke für die Entdeckung des Grafen und seiner Kinder erhalten hatte, sagte der Graf zu ihm: „Nimm dieß als eine Belohnung deines Herrn, des Königs, und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine, wie meine Enkel, nicht von der Mutter eines Bettlers abstammen.“ Jacob nahm

die Geschenke, und ließ Frau und Schwiegermutter nach Paris kommen. Auch Pierrot's Gattin wurde herbeigebracht, und darauf lebten Alle höchst glücklich mit dem Grafen zusammen, den der König in seine Besitzungen wieder eingesetzt, und höher erhoben hatte, als je vorher. Hierauf beurlaubten sich Alle, und kehrten in ihre Wohnorte zurück; er aber lebte zu Paris in Ruhm und Ehren bis an sein seliges Ende.

IX. Novelle.

Bernabo aus Genua verliert durch Ambrogiuolos Betrug sein Vermögen, und gibt den Befehl, seine unschuldige Frau zu ermorden. Sie entkommt, und dient in Männerkleidung dem Sultan, entdeckt den Betrüger, und veranlaßt Bernabo, nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft, und sie kehrt, nachdem sie ihre weiblichen Kleider wieder angelegt, mit ihrem Manne reich nach Genua zurück.

Nachdem sich Elise durch den Vortrag der rührenden Erzählung ihrer Pflicht entledigt hatte, erhob sich die Königin Philomena, die sehr schön und ansehnlich von Person war, und deren Gesichtszüge einen besondern Ausdruck von Anmuth und Heiterkeit hatten, und sprach: Wir müssen uns schon in die Laune unseres Dioneo schicken; und da jetzt nur noch er und ich zu erzählen haben, so will ich denn meine Geschichte zuerst vortragen, und er soll, wie er es gewünscht, mit der seinigen den

heutigen Tag beschließen. Worauf sie folgendermaßen begann:

„Es ist ein altes Sprüchwort: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Ob dasselbe wahr sey, oder nicht, das können wohl die Erfahrungen des gemeinen Lebens am besten bestätigen. Ohne gegen die gegebene Vorschrift zu verstoßen, ist es mir in den Sinn gekommen, liebe Schwestern, euch durch ein Beispiel die Wahrheit jenes Wortes zu beweisen, und ihr werdet wohl meine Geschichte gern anhören, insofern ihr aus derselben lernen könnet, wie man sich vor Betrügern zu hüten hat.

Es waren einmal in einem Gasthof zu Paris mehrere angesehene italienische Kaufleute beisammen, die sich dort nach ihrer Weise, der eine dieses, der andere jenes Geschäftes wegen eingefunden hatten. Eines Tages verfielen sie nach dem Abendessen auf allerlei Gespräche, und so kamen sie denn auch auf die Frauen zu reden, welche sie zu Hause zurückgelassen hatten. Da sagte denn Einer lachend: „Was meine macht, das weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß ich, wenn mir hier etwas Hübsches in den Wurf kommt, den Teufel nach meiner Frau frage, und mich so gut unterhalte, als ich kann.“ „So mach' ichs auch!“ versetzte ein Anderer, „denn wenn ich mir denke, daß sich meine Frau in der Zeit daheim ein Vergnügen verschafft, so thut sie es wahrscheinlich, und wenn ich mir das auch nicht denke, so thut sie's doch wohl. Also besser, man stellt sich miteinander gegenseitig auf gleichen Fuß; Wurst wieder Wurst!“ Der Dritte war ziemlich ähnlicher Meinung, und mit einem Worte, alle Anwesenden schienen einstimmig zu wünschen, daß ihre Weiber die schöne Zeit ihrer Abwesenheit nicht ungenützt möchten vorbeigehen lassen. Nur ein Einziger, Namens

Bernabo Comellino aus Genua, behauptete das Gegentheil, und versicherte, durch die besondere Gnade Gottes ein Weib zu besitzen, welches alle Tugenden, die einer Frau, oder mit wenigen Ausnahmen, einem Ritter oder Knappen geziemten, dermaßen in sich vereinige, wie wohl kein einziges außerdem in ganz Italien. Denn sie sey schön, noch jung, kräftig und gewandt, und es gäbe kein weibliches Geschäft, wie z. B. Seidenzucht u. dergl., worin sie sich nicht vor Andern auszeichne. Ueberdieß möge wohl schwerlich ein Knappe oder Diener zu finden seyn, welcher aufmerksamer, als sie, eine herrschaftliche Tafel zu bedienen wisse; genug, sie sey in allen Stücken wohl erzogen, verständig und weise. Endlich rühmte er noch von ihr, sie verstehe sich besser darauf, ein Pferd zuzureiten, den Falken zu halten, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, als ein Kaufmann. Und so kam er denn von verschiedenen anderen Lobeserhebungen auch auf den Punkt, um den sich's gerade handelte. Er that einen Schwur, daß auf Erden keine keuschere und sittsamere Frau, als sie, existire, wobei er hinzufügte, er sey fest überzeugt, daß sie sich, und wenn er auch zehn Jahre lang von der Heimath fern seyn sollte, mit keinem andern Manne einlassen würde. Es befand sich nun unter den Kaufleuten, die also mit einander redeten, ein junger Mann, Namens Ambroginolo, welcher bei dem Lobe, das Bernabo seiner Frau zuletzt ertheilte, in ein lautes Gelächter ausbrach, und ihn spöttisch fragte, ob denn der Kaiser vor allen Andern bloß ihm ein solches Privilegium habe zu Gute kommen lassen. Bernabo erwiederte mit einiger Empfindlichkeit: daß ihm nicht der Kaiser, sondern Gott, welcher ein wenig mehr vermöge, als der Kaiser, diese Gnade erzeigt habe. Darauf sagte Ambroginolo: „Bernabo, ich zweifle nicht, daß du auf die Wahrheit deiner

Behauptung baueſt; doch bedünkt mich, du habeſt den Lauf der Welt nicht recht ins Auge gefaßt; denn wenn du dieß gethan hätteſt, ſo könnte ich dich nicht für kurzſichtig genug halten, um nicht ſo Manches bemerkt zu haben, was dich beſtimmen müßte, über Dinge dieſer Art mit weniger Zuverſicht zu reden. Ich habe ſtets gehört, der Mann ſey das edelſte unter allen Weſen, die Gott geſchaffen hat, und erſt nach ihm folge das Weib; aber der Mann ſey nach der allgemeinen Meinung, welche die Erfahrung auch beſtätige, vollkommener; und wenn er dieſes wirklich iſt, ſo muß er auch mehr Feſtigkeit und Beſtändigkeit beſitzen. Denn die Weiber ſind in allen Stücken weit veränderlicher, wovon man ſo manche Beiſpiele anführen könnte, die wir aber für jetzt an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen wollen. Iſt nun der Mann ſtärker von Charakter, und kann er ſich trotz dem nicht enthalten, nicht bloß Einer, die ihm entgegenkommt, nachzugeben, ſondern auch Jede, die ihm gefällt, zu begehren, ja Alles zu thun, um bei ihr zu ſeinem Ziel zu gelangen; und begegnet ihm dieß nicht etwa bloß Einmal in einem ganzen Monat, ſondern alle Tage zu tauſend Malen: wie willſt du denn von einem ſchon von Natur wandelbaren Weibe erwarten, daß ſie den Bitten, Schmeicheleien, Geſchenken und hundert andern Verſuchungen widerſtehen werde, in die ſie ein von Liebe zu ihr entzündeter Mann führen wird? Glaubſt du denn wirklich, ſie würde feſt bleiben? Und wenn du mich auch verſicherſt, daß du dieſes glaubſt, ſo glaube ich doch nicht, daß du es wirklich glaubſt. Du geſtehſt ja ſelbſt ein, daß deine Frau ein Weib iſt, und Fleiſch und Blut hat, wie alle Andern. Wenn nun dem alſo iſt, ſo muß ſie auch dieſelben Triebe fühlen, und dabei nicht weniger Kraft, als die Uebrigen, ihnen zu widerſtehen. Du ſiehſt mithin, daß, mag ſie ſo

keusch und sittsam seyn, als sie nur wolle, es doch im Bereich der Möglichkeit liegt, sie dahin zu bringen, daß sie thue, wie die Andern auch thun. Was aber möglich ist, das soll man mir so hartnäckig bestreiten, wie du es thust." — Worauf Bernabo entgegnete: „Ich bin ein Kaufmann, und kein Philosoph, und kann dir also auch nur als Kaufmann antworten. Den Einfältigen, die kein Gefühl für Schaam haben, kann es allerdings so gehen, wie du sagst; aber verständige Weiber sind um ihre Ehre so besorgt, daß sie in diesem Punkte stärker werden, als die Männer, die oft in dergleichen Dingen gar kein Gewissen haben. Und zu diesen gehört meine Frau." „Wahrhaftig", versetzte Ambrogiuolo, „wenn den Weibern für jedes Mal, so oft sie etwas dergleichen thäten, ein Horn aus der Stirne wüchse, das von ihrem Fehltritt Zeugniß gäbe, so glaube ich, daß Wenige sündigen würden. Da ihnen nun aber kein solches Horn wächst, und, wenn sie klug zu Werke gehen, nicht die geringste Spur ihrer Unternehmungen zurückbleibt, und da sie ferner nur Schande trifft, wenn ihre Handlungen offenkundig werden, so thun sie es entweder, wenn es, heimlich zu thun, sich ihnen schickliche Gelegenheit darbietet, oder sind auch mitunter so dumm, es dann zu unterlassen. Sey versichert, es ist keine Einzige keusch, außer eine solche, die entweder von Niemand gebeten worden ist, oder, wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört wurde. Wiewohl ich nun aus natürlichen und andern Gründen weiß, daß dem also seyn muß, so würde ich mich doch nicht so entschieden ausdrücken, wenn ich nicht über diesen Punkt schon so manche Erfahrungen gemacht hätte. Ich sage dir jetzt nur noch so viel: wenn ich nur einmal etliche Tage mit deiner, als Ausbund von Sittsamkeit gerühmten, Frau Umgang haben könnte, so wollte ich sie bald dahin brin-

gen, wohin ich schon so manche Andere gebracht habe." Bernabo antwortete ärgerlich: „Was hilft es doch, wenn wir uns da lange mit Worten herumstreiten? Du beharrst auf deinem Kopf, und ich auf dem meinigen, und damit ist nichts ausgemacht. Wenn du aber vermeinst, alle seyen so nachgiebig, und du besitzest ein so großes Verführungstalent, so bin ich bereit, um dich von der Treue meiner Frau zu überzeugen, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn du sie so weit bringen kannst, dir zu willfahren; wofern der Versuch aber fehl schlägt, so verlange ich weiter nichts von dir, als eine Buße von tausend Goldgulden." Ambrogiuolo, der über die Sache bereits in Feuer gerathen war, erwiederte: „Bernabo, ich wüßte nicht, was ich mit deinem Blute anfangen sollte, wenn ich die Wette gewönne. Wenn du jedoch Lust fühlst, diese Erfahrung zu machen, so setze gegen meine tausend Goldgulden fünftausend andere, welche dir weniger lieb seyn müssen, als dein Kopf; dann will ich, während du mir keine Zeit bestimmt hast, nach Genua abgehen, und binnen drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise aus Paris an gerechnet, bei deiner Frau meinen Zweck erreicht haben. Als Beweise werde ich dir Dinge mitbringen, welche sie besonders werth hält, und dir so viel nähere Umstände berichten, daß du über die Wahrheit außer allem Zweifel seyn sollst. Nur mache ich dabei die einzige Bedingung, daß du während der Zeit nicht nach Genua kommst, und nichts über die Sache dorthin schreibst." Bernabo war völlig mit diesem Vorschlag einverstanden. So sehr sich nun auch die übrigen anwesenden Kaufleute bemühten, wegen des Unheils, das daraus entstehen könnte, die Sache zu hintertreiben, so konnten sie doch nichts ausrichten. Die Beiden waren so erhitzt, daß sie sich trotz allen Einreden der Uebrigen gegenseitig schriftlich und eid-

lich verpflichteten, die Weite zu halten. Als die Verschreibung aufgesetzt war, reiste Ambrogiuolo schleunigst nach Genua ab, während Bernabo in Paris zurückblieb. Kaum hatte nun der Erstere einige Tage in Genua zugebracht, und sich nach der Wohnung und den Sitten der Dame erkundigt, als er schon überall ganz dasselbe, ja noch mehr Gutes, von ihr vernommen, als was ihm Bernabo gesagt; und schon war er jetzt der Meinung, daß er sich voreilig in ein thörichtes Unternehmen eingelassen habe. Nichts desto weniger machte er sich mit einer armen Frau bekannt, welche häufig in jenes Haus zu kommen pflegte, und die bei der Dame sehr gut aufgenommen war. Da sich indeß dieselbe anfangs zu Nichts verstehen wollte, so bestach er sie mit Geld, und ließ sich von ihr in einer zu seinem Zweck gefertigten Kiste nicht nur in das Haus, sondern sogar in das Schlafzimmer der Dame tragen, welche sie, nach Verabredung mit Ambrogiuolo, ersuchte, ihr diese Kiste auf einige Tage aufzubewahren, da sie aufs Land reisen müsse. Als nun die Kiste in dem Zimmer stehen geblieben, und die Nacht herangekommen war, öffnete sie Ambrogiuolo, sobald er sich überzeugt hatte, daß die Dame schlafe, durch den Druck einiger Federn, und trat in das Zimmer ein, in welchem eine Lampe brannte; bei ihrem Licht betrachtete er das Aeußere des Gemachs, die an der Wand hängenden Gemälde, und was ihm sonst von Bedeutung schien, mit der größten Aufmerksamkeit, und prägte Alles sorgfältig seinem Gedächtnisse ein. Hierauf näherte er sich dem Bette, und da er sah, daß die Dame und ein kleines Mädchen, welches sie bei sich hatte, ganz fest schliefen, deckte er sie leise auf, und fand, daß sie nackt eben so schön war, als in Kleidern. Doch bemerkte er an ihrem Körper kein anderes Zeichen, auf das er sich vor dem

Manne hätte berufen können, als ein Maal unter ihrer linken Bruſt, um welches ein paar goldgelbe Härchen ſtanden. Als er dieß ins Auge gefaßt, deckte er ſie behutſam wieder zu, und bezähmte das Verlangen, das er bei dem Anblick ihres wundervollen Körpers empfand, ſein Leben daran zu wagen, und ſich zu ihr zu legen, um ſo mehr, da er ſo viel von ihrer Strenge in dergleichen Dingen gehört hatte. Nachdem er nun den größten Theil der Nacht ganz bequem in dem Zimmer zugebracht, und aus einem Schreine noch eine Börſe, ein Kleid, einen Ring und einen Gürtel genommen, und in ſeine Kiſte praktizirt hatte, legte er ſich ſelbſt wieder hinein, und verſchloß ſie wie zuvor. So machte er es auch in der nächſten Nacht, ohne daß die Dame das Geringſte bemerkt hätte. Am dritten Tage erſchien nun das arme Weib verabredetermaßen wieder, um ihre Kiſte abzuholen, und trug dieſelbe in ihre Wohnung zurück. Ambrogiuolo ſtieg ſogleich heraus, gab der Frau die Belohnung, die er ihr zugeſagt, und kehrte mit den geraubten Sachen nach Paris zurück, wo er noch vor der beſtimmten Friſt eintraf. Dort berief er die Kaufleute zuſammen, welche bei jenem Geſpräch und dem Abſchluß der Wette zugegen geweſen waren, und erklärte in Bernabo's Gegenwart, daß er die Summe, um welche ſich's handle, gewonnen, und ſeinen Plan glücklich ausgeführt habe. Um die Wahrheit ſeiner Worte zu beweiſen, ſchilderte er erſt das Ausſehen des Zimmers, und die Malereien in demſelben, zeigte darauf die Gegenſtände, welche er mitgebracht hatte, und gab vor, dieſe von der Dame geſchenkt erhalten zu haben. Bernabo geſtand ein, daß das Zimmer wirklich ſo, wie er es ſchilderte, beſchaffen ſey, auch erkannte er die mitgebrachten Sachen als ſeiner Frau gehörig an, meinte jedoch, Ambrogiuolo könne leicht von einem

seiner Dienstboten die Beschreibung des Zimmers, und auf gleichem Wege auch die Sachen erhalten haben. Wenn er daher nichts weiter vorzubringen wisse, so dünke ihm dieß noch kein hinreichender Beweis, daß er die Wette gewonnen habe. Hierauf sagte Ambrogiuolo: „In der That, du solltest dir daran genügen lassen! Wenn du aber noch mehr verlangst, so kann ich auch damit dienen. Ich sage dir also, daß Frau Ginevra, dein Weib, unter der linken Brust ein Muttermaal hat, um welches etwa sechs hellblonde Härchen herumstehen." Als Bernabo das hörte, ging es ihm wie ein Messer durch den Leib, und der Schmerz verzerrte sein Gesicht dermaßen, daß man, auch wenn er kein Wort gesprochen hätte, deutlich an ihm hätte sehen können, daß Ambrogiuolo wahr gesprochen habe. Nach einigen Augenblicken sagte er: „Ihr Herren, was Ambrogiuolo berichtet, ist die Wahrheit; er hat die Wette gewonnen, und die Zahlung steht bereit, sobald es ihm beliebt. Wirklich erhielt auch Ambrogiuolo sein Geld schon am nächsten Tage. Bernabo aber reiste von Paris ab nach Genua, voll Rachegluth gegen seine Gattin. Als er sich der Stadt näherte, wollte er nicht hineingehen, sondern blieb, gegen zwanzig Meilen von derselben entfernt, auf einem seiner Landgüter, und schickte einen Diener, auf den er sein volles Vertrauen setzte, mit zwei Pferden und einem Briefe nach Genua, in welchem er sie benachrichtigte, daß er zurückgekehrt sey, und bat, daß sie ihm mit dem Diener entgegenkommen möchte. Dem Diener jedoch ertheilte er heimlichen Befehl, sobald er mit seiner Gemahlin an einen passenden Ort gekommen wäre, sie ohne Erbarmen zu ermorden, und darauf zu ihm zurückzukehren. Als nun der Diener in Genua angelangt war, den Brief abgegeben, und sich seines Auftrags entledigt hatte, wurde er

von der Dame mit herzlicher Freude aufgenommen. Am folgenden Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde, und schlug den Weg nach jenem Landgute ein, bis sie unter so mancherlei Gesprächen in ein tiefes, abgeschiedenes, von Bäumen und steilen Felsenwänden umgebenes Thal gelangten. Da nun dieser Ort dem Diener gelegen schien, um dem Befehle seines Herrn nachzukommen, so zog er sein Messer hervor, packte die Frau am Arme, und sagte: „Befehlt jetzt Gott Eure Seele, denn Ihr müßt hier sterben, und kommt nicht mehr von der Stelle." Als die Dame das Messer erblickte, und die Rede des Dieners hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus, und rief voll Entsetzen: „Um der ewigen Barmherzigkeit willen, sage mir doch, ehe du mich ermordest, was ich dir zu Leid gethan habe, daß du mich tödten willst!" „Edle Frau", versetzte der Diener, „mich habt Ihr mit Nichts beleidigt; aber womit Ihr Euern Gemahl verletzt haben müßt, das weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß er mir aufgetragen, Euch auf diesem Wege ohne Erbarmen zu ermorden, und mir gedroht, wenn ich es nicht thäte, mich an dem nächsten besten Baume aufknüpfen zu lassen. Ich verdanke ihm so unendlich viel, daß ich mich nicht wohl seinen Geboten widersetzen kann. Es thut mir in der That um Euch von ganzem Herzen leid; aber was soll ich machen?" Hierauf erwiederte die Dame unter Thränen: „Gnade! um's Himmels willen Gnade! Ermorde mich doch nicht, die ich dir niemals etwas Böses zugefügt habe! Gott, der Allwissende, ist mein Zeuge, daß ich in Beziehung auf meinen Gemahl nie etwas verbrach, womit ich eine so harte Strafe verdiente! Doch das mag jetzt auf sich beruhen. Du kannst, wenn du willst, zugleich Gott, deinem Herrn, und mir den größten Dienst erzeigen. Nimm meine Kleider, und gib mir dafür deine Jacke und deinen Rock.

Kehre dann mit jenen zu meinem Gemahl zurück, und sage ihm, du habest mich umgebracht. Ich schwöre dir, bei meinem Leben, welches du mir schenken wirst, daß ich verschwinden, und so weit von hier fortgehen werde, daß man hier zu Lande nicht das Geringste wieder von mir hören soll." Der Diener, der die Dame ohnehin nicht gern ermorden wollte, ließ sich zum Mitleid bewegen. Er nahm ihre Kleider, gab ihr sein altes Wamms und seinen Rock, schenkte ihr das wenige Geld, das er bei sich hatte, und, nachdem er sie nochmals gebeten, sich nur schleunigst so weit als möglich zu entfernen, ließ er sie zu Fuße wandernd in dem Thale zurück. Darauf begab er sich zu seinem Herrn, und sagte ihm, er habe seinen Befehl vollzogen, und es seyen sogleich mehrere Wölfe über ihren Leichnam hergefallen. Bernabo kehrte einige Zeit darauf wieder nach Genua zurück, und als offenkundig wurde, was er gethan, wurde er allgemein getadelt.

Unterdessen war die Dame einsam und hülflos zurückgeblieben, und bei Anbruch der Nacht möglichst vermummt in der Bauernhütte eines nahegelegenen Dorfes eingekehrt. Dort bekam sie von einer alten Frau das Nöthige, um das Wamms für sich zurecht zu machen, und nach ihrer Gestalt zu verkürzen. Aus dem Rock verfertigte sie sich Beinkleider, scher sich das Haar, zog sich nun als ein Matrose an, und wandte sich so nach dem Meer. Dort traf sie zufällig einen spanischen Edelmann, Namens Encarach, welcher aus dem nahe bei Alba vor Anker liegenden Schiffe ausgestiegen war, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit diesem fing sie zu sprechen an, verdung sich an ihn als Diener, und bestieg mit ihm unter dem Namen Sieurano da Finale das Schiff. Der Edelmann ließ sie besser kleiden, und sie wußte ihn in allen Stücken so trefflich zu bedienen, daß sie bald seine höch-

ste Gunst erlangte. Kurz nachher segelte der Spanier mit einer Ladung nach Alexandrien, und nahm unter Anderm auch einige seltene Falken mit, die er dem Sultan zum Geschenk machte. Da ihn nun der Sultan mehrmals zur Tafel lud, und an Sieurano, welcher immer mitbediente, ein besonderes Wohlgefallen fand, so bat er den Spanier, ihm diesen Diener zu überlassen, was denn dieser, so leid es ihm auch that, nicht abschlagen konnte. Bald hatte nun Sieurano durch sein gutes Benehmen die Gunst des Sultans in gleichem Grade gewonnen, wie er früher die des Spaniers besessen hatte. Nun geschah es im Verlauf der Zeit, daß zu einer gewissen Zeit in Aere, das unter der Bothmäßigkeit des Sultans stand, die alljährliche Messe gehalten wurde, zu welcher viele christliche und saracenische Kaufleute zusammenströmten. Zu diesem Markte pflegte der Sultan außer mehreren andern Beamten zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren jedesmal einen seiner Großen und außerdem eine Anzahl von bewaffneten Leuten abzusenden. Dießmal bestimmte er nun den Sicurano, dem die Sprache bereits geläufig geworden war, zu diesem Geschäft. Und so wurde denn Sicurano Commandant von Aere und des von dem Sultan dorthin zum Schutz der Kaufleute geschickten Militärs. Während dieser nun seinem Posten auf das Gewissenhafteste vorstand, und dabei selbst überall Aufsicht führend umherging, stieß er auf viele Handelsleute aus Sicilien, Pisa, Genua, Venedig und aus andern italienischen Staaten, und da er sich gerne an sein Vaterland erinnerte, so ließ er sich öfters mit ihnen in Gespräche ein. Da traf es sich denn eines Tages auch einmal, daß er in einem Kaufhause der Venetianer, wo er sich umsah, unter andern Dingen eine Börse und einen Gürtel bemerkte, die er mit nicht geringem Erstaunen so-

gleich als die seinigen erkannte. Doch ließ er sich von seiner Verwunderung nichts merken, sondern fragte nur ganz freundlich, wem dieß gehörte, und ob es zu verkaufen wäre. Worauf Ambrogiuolo von Piacenza, der auf einem venetianischen Schiffe mit vielen Waaren zur Messe gekommen war, hervortrat, und sagte: „Verzeiht, mein Herr, diese Sachen stehen nicht zum Verkauf, sondern sie sind mein Eigenthum. Wenn sie Euch aber besonders wohlgefallen, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie Euch zu schenken." Als ihn Sicurano bei diesen Worten lächeln sah, befürchtete er schon, daß ihn jener erkannt haben möchte; doch blieb er seiner Züge mächtig, und sagte: „Ja, das scheint dir wohl lächerlich, daß ein Kriegsmann, wie ich, nach solchem Weiberkrame fragt?" — O nein, Herr, versetzte Ambrogiuolo; ich lachte nicht darüber, sondern nur über die Art und Weise, wie ich zu diesen Sachen gekommen bin." Hierauf sagte Sicurano: „Nun, beim Himmel, wenn nichts Unrechtes dabei ist, so sage doch einmal, wie du Eigenthümer derselben geworden bist!" „Herr, erwiederte Jener, diese Sachen nebst einigen andern schenkte mir einmal eine vornehme Genueserin, Namens Ginevra, die Gemahlin des Bernabo Lomellino, in einer Nacht, wo ich sie beschlief, und bat mich dabei, sie in gutem Andenken zu behalten. Nun mußte ich aber lachen, weil ich an die Thorheit des Bernabo dachte, die so weit ging, daß er fünftausend Goldgulden gegen tausend setzte, daß ich bei seiner Frau nicht zu meinem Zweck gelangen würde. Ich gewann diese Wette, und Bernabo, der lieber sich selbst, als seine Frau, für seine eigene Dummheit hätte bestrafen sollen, reiste nach Genua von Paris zurück, und hat sie, wie man mir später erzählt, ermorden lassen." Als Sicurano dieß vernommen, erkannte er plötzlich den wahren Grund, wel-

cher Bernabo's Wuth gegen ihn veranlaßt hatte, und sah deutlich, daß dieser Ambrogiuolo an seinem großen Unglück schuld sey. Deßhalb beschloß er, ihm seinen Betrug nicht ungeahndet hingehen zu lassen. Im Augenblick stellte er sich, als habe ihm die Geschichte vielen Spaß gemacht, und knüpfte in Kurzem mit Ambrogiuolo eine so vertrauliche Freundschaft an, daß dieser auf seinen Rath mit allen seinen Waaren nach Alexandrien ging, wo ihm Sicurano ein Gewölbe bauen ließ, und Gelegenheit verschaffte, viel Geld zu verdienen, weßhalb Jener gern dort verweilte, weil er seine gute Rechnung dabei fand. Sicurano, welcher dabei nichts weiter im Sinne hatte, als den Bernabo von seiner Unschuld zu überzeugen, ließ nicht eher nach, als bis er diesen durch die Vermittelung einiger angesehenen genuesischen Kaufleute, welche in Alexandrien wohnten, unter Vorwänden vermocht hatte, dorthin zu kommen. Da nun Bernabo in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte, ließ ihn Sicurano, bis ihm die Zeit zur Ausführung seiner Pläne passend erscheinen würde, von einem seiner Bekannten heimlich beherbergen. Unterdessen hatte Sicurano den Ambrogiuolo bereits seine Geschichte vor dem Sultan erzählen lassen, und dieß hatte dem Sultan viel Vergnügen gemacht. Nach Bernabo's Ankunft indeß meinte er die Sache nicht mehr lange hinausschieben zu dürfen, und nahm die gelegene Stunde war, um von dem Sultan die Erlaubniß zu erhalten, Ambrogiuolo und Bernabo vor ihn führen zu dürfen, damit in Gegenwart des Letztern Ambrogiuolo entweder mit Güte, oder mit Gewalt gezwungen würde, einzugestehen, wie es sich in Wahrheit mit dem verhalten habe, dessen er sich in Beziehung auf Bernabo's Frau rühmte. Als nun Ambrogiuolo und Bernabo erschienen waren, gebot der

Sultan dem Ersteren mit strenger Miene, die Wahrheit getreu zu bekennen, wie er von Bernabo die fünftausend Goldgulden gewonnen habe. Ambrogiuolo sah den Sicurano, auf den er das größte Vertrauen setzte, gegenwärtig. Aber dieser drohte ihm mit noch weit zornigerer Miene die schwersten Martern an, wenn er die Wahrheit nicht gestände. Ambrogiuolo, von allen Seiten eingeschüchtert, berichtete jetzt, nachdem man ihm noch etwas mehr zugesetzt, in Bernabo's Gegenwart den ganzen Hergang der Sache, indem er vermeinte, dadurch zu keiner andern Strafe, als höchstens zur Wiedererstattung der fünftausend Goldgulden und der geraubten Gegenstände verurtheilt zu werden. Sicurano aber wandte sich als Stellvertreter des Sultans in dieser Angelegenheit an Bernabo, und fragte ihn: „was thatest denn du deiner Gemahlin in Folge dieser Lüge?" Worauf Bernabo antwortete: „Vom Zorn über den Verlust meines Geldes und von Schaam wegen der Schande, die mir, wie ich glauben mußte, meine Frau angethan, übermannt, ließ ich sie durch einen meiner Diener ermorden, und nach seinem Bericht wurde ihr Leichnam sogleich von den Wölfen zerrissen." Nachdem nun alle diese Verhandlungen in Gegenwart des Sultans gepflogen worden waren, und er nicht recht daraus klug werden konnte, wo Sicurano, der die ganze Sache geleitet, eigentlich damit hinaus wolle, sagte Sicurano zu ihm: „Mein Gebieter, es leuchtet Euch jetzt wohl genug ein, welches Liebhabers, und welches Mannes sich die gute Frau zu rühmen gehabt hat. Der Liebhaber raubt ihr zu gleicher Zeit durch die elendesten Lügen ihre Ehre, und stürzt den Mann in's Unglück, und der Mann schenkt diesen Unwahrheiten mehr Gehör, als einer langen Erfahrung, und läßt sie tödten und von den Wölfen fressen. Dabei ist noch überdieß die

Liebe von Liebhaber und Gatten gegen sie so groß, daß beide lange mit ihr an einem Orte wohnen, ohne sie wieder zu erkennen. Da Ihr jedoch am Besten wißt, welche Strafe Jeder von den Beiden verdient, so will ich, wenn Ihr mir anders die Gnade erzeigen wollt, den Betrüger strafen, und um dem Betrogenen Verzeihung angedeihen lassen zu dürfen, die Dame selber in ihrer und Eurer Gegenwart hieher bringen." Der Sultan, der in dieser Sache dem Sicurano gern gefällig seyn wollte, erklärte sich damit ganz einverstanden, und sagte, er solle die Dame vorführen. Bernabo war darüber höchst erstaunt, da er sie ganz gewiß für todt hielt, Ambrogiuolo aber, der sein Unglück schon voraus sah, besorgte jetzt eine schlimmere Strafe, als die Wiedererstattung des Geldes, und wußte nicht, ob er von der Ankunft der Dame mehr zu hoffen oder zu fürchten habe. Und so erwartete er denn mit Neugierde und Verwunderung ihr Erscheinen. Nachdem nun der Sultan dem Sicurano seine Bitte gewährt, fiel dieser weinend vor ihm auf die Knie, veränderte plötzlich die männliche Stimme und das männliche Aussehen, und sagte: „Hoher Herr, ich bin die unglückliche Ginevra, welche sich nun sechs Jahre hindurch in männlicher Kleidung umherschlagen mußte, seit mich dieser Verräther Ambrogiuolo fälschlich und verbrecherisch angetastet, und seit mein grausamer und ungerechter Gatte mich von einem seiner Diener hat ermorden und den Wölfen vorwerfen lassen wollen." Bei diesen Worten riß sie ihre Kleider auf, zeigte ihre Brust, und bewies dadurch dem Sultan und allen Anwesenden, daß sie ein Weib sey. Darauf wandte sie sich zu Ambrogiuolo, und fragte ihn in höchster Entrüstung, ob er jemals, wie er sich dessen berühmt, bei ihr geschlafen habe? Als sie dieser jetzt erkannte, schämte er sich so sehr, daß er keine Sylbe her-

vorbringen konnte. Der Sultan, der den Sicurano immer für einen Mann gehalten hatte, wunderte sich, als er dieses sah und hörte, dermaßen, daß er Alles nur für einen Traum hielt. Als er sich jedoch von seinem Staunen erholt hatte, und ihm die Wahrheit einleuchtete, lobte er die Standhaftigkeit, die guten Sitten und die Tugenden Ginevras über alle Maaßen, ließ ihr anständige weibliche Kleider bringen, bestellte ihr Frauen zu ihrer Gesellschaft, und schenkte dem Bernabo sein verwirktes Leben. Als dieser sie erkannte, warf er sich weinend ihr zu Füßen, und bat sie um Verzeihung, welche sie ihm, ob er es gleich nicht verdiente, doch gern angedeihen ließ, wobei sie ihn aufstehen hieß, und zärtlich als ihren Gemahl umarmte. Hierauf befahl der Sultan sogleich, den Ambrogiuolo auf einem erhabenen Platz der Stadt, welchen die ganze Gluth der Sonnenhitze traf, nackt an einen Pfahl zu binden, und mit Honig zu bestreichen, und ihn nicht eher wieder abzunehmen, als bis seine Gebeine von selber auseinanderfielen. Weiter gebot er, allen Besitz des Ambrogiuolo der Dame als Geschenk zu übergeben, was nicht weniger als zehntausend Dublonen ausmachte. Darauf stellte er ein glänzendes Fest an, bei welchem er dem Bernabo, als dem Gemahl der Frau Ginevra, und dieser als ein Muster aller trefflichen Frauen die größte Ehre erwies. Dann beschenkte er sie so reich mit Schmuck, Gold- und Silbergeschirr und baarem Gelde, daß dieß wieder über zehntausend Dublonen betrug, ließ ihnen ein Schiff ausrüsten, und gestattete es ihnen, wieder nach Genua zu reisen. Und so kehrten sie denn reich und vergnügt in ihre Heimath zurück, wo sie höchst ehrenvoll empfangen wurden, und besonders Frau Ginevra, die man allgemein für todt gehalten hatte, und welche nun wegen ihrer Tugenden und ihres Verstan-

des Zeitlebens gepriesen wurde. Ambroginolo war noch an demselben Tag an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden, und hatte unter unsäglichen Qualen von Fliegen, Wespen und Bremsen, deren sich in der Gegend sehr viele befanden, seinen Geist aufgeben müssen. Er wurde von diesen Insekten bis auf die Knochen verzehrt, und seine weißen Gebeine dienten noch lange Zeit nachher einem Jeden, der sie sah, zu Zeugen seiner Bosheit. So ging denn hier das Sprichwort in Erfüllung: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

X. Novelle.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau; dieser erfährt ihren Aufenthalt, macht sich mit Paganino vertraut, und fordert sie von ihm zurück. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle; sie hat aber dazu keine Lust, und wird nach Ricciardo's Tode Paganinos Gemahlin.

Alle Anwesenden gaben der Geschichte, welche die Königin erzählt hatte, ihren Beifall, besonders aber Dioneo, der nun für heute den Schluß zu machen hatte. Endlich, nachdem er seine Vorgängerin genugsam gelobt, begann er seinen Vortrag folgendermaßen: „Meine schönen Damen, ein einziger Umstand, welcher in der Erzählung der Königin vorkam, hat mich bestimmt, die Novelle, die mir eigentlich im Sinne lag, jetzt nicht vorzutragen, sondern dafür eine andere zu wählen. Ich meine die Thorheit des Bernabo, welche durch den glücklichen Ausgang

um nichts verringert wird, daß er sich nehmlich einbilden konnte, wie dieß auch so manche Andere thun, während sie in der Welt herumreisen, und bald bei Dieser, bald bei Jener ihr Vergnügen haben, die Frau werde in der ganzen Zeit die Hände in den Schoos legen, als ob wir, die wir unter den Frauen zur Welt kommen und aufwachsen, nicht wüßten, wornach sie Verlangen tragen. Durch meine Geschichte werde ich euch nun zugleich zeigen, wie groß die Dummheit solcher Leute ist, und wie viel größer noch die Thorheit Solcher, welche sich für stärker halten, als die Natur, die mit fabelhaften Vorspiegelungen bewirken zu können glauben, was außer ihrer Macht liegt, und Andere nach ihrer Constitution, die Jenen durchaus widerstrebt, umformen wollen.

In Pisa lebte nämlich einmal ein Richter, welcher mehr Verstand, als Körperkraft besaß, Namens Ricciardo von Chinzica. Wahrscheinlich glaubte derselbe, daß seine geistigen Vorzüge einem Weibe völlig genügen müßten, und suchte sich im Vertrauen auf seinen bedeutenden Reichthum mit nicht geringer Mühe eine recht schöne Frau aus, was er doch, wenn er sich selbst zu rathen gewußt hätte, sorgfältig hätte vermeiden sollen. Es ging ihm dabei völlig nach Wunsch. Herr Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, Namens Bartolomea, zur Frau, eins der reizendsten und liebenswürdigsten Mädchen in Pisa, und dabei so munter wie eine Eidechse, wie die Mädchen alle sind. Diese holte der Richter mit großen Feierlichkeiten ein, und veranstaltete ein äußerst glänzendes Hochzeitsfest. Auch gab er sich in der Nacht Mühe, seine Obliegenheit zu erfüllen; doch bald hieß es: bis hieher und nicht weiter; denn er fühlte sich schon nach dem ersten Angriff total geschlagen. Da er nun ein äußerst hagerer, ausgetrockneter und spasmatischer Mann

war, so mußte man am nächsten Tage zu Wein, Eierspeisen und andern kräftigen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um ihn einigermaßen wieder auf die Beine zu bringen. Dieß führte ihn nun darauf, seine Kräfte besser als vorher zu berechnen, und so verfertigte er seiner Frau einen Kalender, welcher den Schulkindern wohl gefallen haben würde, und der vielleicht in Ravenna entworfen seyn mochte. Denn nach demselben gab es keinen Tag, auf welchen nicht mehrere Feste zusammen, geschweige denn eins getroffen hätte, welchen zu Ehren man, wie der Mann seiner Frau explicirte, aus manchen triftigen Gründen sich aller Liebesgedanken enthalten müßte. Dazu kamen noch Fasten, Vigilien der Apostel und tausend anderer Heiligen, und Freitag und Sonnabend und Sonntag, die ganze Passionszeit, gewisse Mondphasen und eine Menge weiterer Ausnahmen, für welche er im Bette der Frau gleiche Fasten und Vacanzen in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, als er sich in den Processen, welche er führte, oft gestattete. Auf diese Art fuhr er, zum großen Leidwesen seiner Frau, die er des Monats kaum einmal berührte, lange Zeit fort, und bewachte sie dabei sorgfältigst, damit ihr nicht etwa Jemand eine Idee von den Werkeltagen beibringen möchte, welche mit der seinigen von den Festtagen im Widerstreite stünde.

Da kam denn einmal Herrn Ricciardo zur Zeit der größten Hitze die Lust an, sich auf einem schönen Landgut, welches er in der Nähe des Monte Nero hatte, zu erholen, und dort auf einige Tage lang frische Luft zu schöpfen. Seine reizende Gemahlin mußte ihn dorthin begleiten. Um ihr daselbst eine Unterhaltung zu verschaffen, ließ er eines Tages eine Fischerei anstellen. Sie fuhren auf zwei Nachen, auf dem einen er mit den Fischern, auf dem andern sie mit den übrigen Damen in die See hinaus

Weil sie diese Fahrt sehr vergnügte, so geriethen sie, ohne es zu bemerken, mehrere Meilen weit in das Meer hinaus. Während sie nun mit großer Aufmerksamkeit dem Fischfang zusahen, kam Paganino von Monaco, ein damals berühmter Seeräuber, auf einem Schiffe heran, und segelte auf die Kähne zu, welche nicht so schnell entfliehen konnten, daß nicht Paganino denjenigen hätte einholen können, auf welchem die Damen sich befanden. Da Paganino unter diesen die schöne Gemahlin des Ricciardo erblickte, so nahm er, ohne sich um die Andern zu bekümmern, diese mit sich fort auf sein Schiff, und stach in die hohe See hinaus, während ihrem Gatten vom Land aus das Nachsehen übrig blieb. Da dieser so eifersüchtig war, daß er jeden Lufthauch fürchtete, so gerieth er natürlich darüber ganz außer sich. Doch sein Jammern in Pisa und allerorten über die Unverschämtheit des Piraten war fruchtlos, da er ja nicht einmal sagen konnte, wer ihm seine Frau entführt, und wohin er sie gebracht hätte. Paganino aber fand an den Reizen der jungen Frau ein außerordentliches Wohlgefallen, und schätzte sich höchst glücklich, sie erbeutet zu haben. Da er selbst kein Weib hatte, so faßte er den Entschluß, sie bei sich zu behalten, und sprach ihr aufs Freundlichste allen nur möglichen Trost ein, als er sie in Thränen schwimmen sah. Bei Anbruch der Nacht nun setzte er, der keinen Kalender mit sich führte, sondern alle Sonn- und Festtage längst vergessen hatte, seine Tröstungen durch Thaten nachdrücklicher fort, und wußte sie dermaßen zufrieden zu stellen, daß, ehe sie Monaco noch erreicht, der Richter und seine Gesetze der guten Frau völlig aus dem Gedächtniß entschwunden waren, weil sie sich in der Zeit mit Paganino auf das Angenehmste unterhalten hatte. In Monaco gewährte ihr Paganino auch außer dem Vergnügen, welches er

ihr Tag und Nacht bereitete, noch alle Ehren, welche eine rechtmäßige Gemahlin hätte in Anspruch nehmen können.

Unterdessen war es dem Ricciardo zu Ohren gekommen, wo sich seine Frau gegenwärtig aufhalte. Von Sehnsucht fortgetrieben, beschloß er, da er meinte, daß Niemand so gut als er das Rechte in diesem Falle zu thun wissen werde, selbst dahin abzureisen, und war bereit, jede Summe, die für ihre Auslösung gefordert würde, mit Vergnügen zu erlegen. Er schiffte sich also ein, gelangte nach Monaco, sah dort seine Frau, und wurde auch von ihr gesehen, die es sogleich dem Paganino berichtete und ihm seine Absicht erklärte. Am nächsten Morgen begegnete Paganino dem Herrn Ricciardo, machte sich an ihn, stellte sich als ein alter Bekannter, und schloß in kurzer Zeit eine vertraute Freundschaft mit ihm, während er selbst höchst begierig war, wo die Sache hinauslaufen würde. Ricciardo nahm einen Zeitpunkt wahr, der ihm passend schien, entdeckte dem Paganino so gut und freundlich, als er konnte, den Grund seiner Reise, und bat ihn, ihm seine Frau zurückzugeben, und eine in seinem Belieben stehende Auslösungssumme für sie in Empfang zu nehmen. Worauf Paganino ganz heiter erwiederte: „Herr, zunächst seyd mir willkommen! Was das Andere anbelangt, so gebe ich Euch die kurze Antwort: „Allerdings habe ich eine junge Frau im Hause, von welcher ich nicht weiß, ob sie Euch, oder einem Andern zugehört; weil ich sie weiter nicht kenne, als seit der kurzen Zeit, seit welcher sie mit mir zusammenwohnt. Wenn Ihr nun ihr Mann seyd, so will ich Euch zu ihr führen, und sie wird Euch dann wohl sogleich erkennen; und wenn sie dann selbst sagt, daß Ihr ihr Gemahl seyd, und daß sie mit Euch gehen wolle, so bin ich es zufrieden, sie Euch gegen ein beliebiges Lösegeld zurückzugeben.

Verhält sich's aber nicht also, so würde es nicht recht von Euch seyn, wenn Ihr mir sie nehmen wolltet; denn ich bin ein junger Mann, und kann mir so gut als ein Anderer ein Frauenzimmer halten, besonders aber diese, die mir am Besten von allen gefällt, die ich nur jemals gesehen habe." Hierauf versetzte Herr Ricciardo: „Wahrhaftig, sie ist meine Frau; das sollst du sehen, wenn du mich zu ihr führst, denn sie wird mir sogleich um den Hals fallen. Darum wünsche ich es auch nicht anders, als wie du mir gesagt hast." — „Nun gut, so wollen wir gehen!" sagte Paganino. Ricciardo folgte daher dem Paganino in seine Wohnung, und dieser ließ sie herbeirufen. Alsbald trat sie schön gekleidet und geschmückt aus einem anstoßenden Zimmer in den Saal, wo sich die beiden Männer befanden, benahm sich aber gegen Ricciardo so, als ob er ein unbekannter Fremder wäre, den Paganino in sein Haus geführt hätte. Dem Richter war dieses Betragen unbegreiflich, da er geglaubt hatte, daß sie ihn mit größter Freude und offenen Armen empfangen würde. Voll Verwunderung dachte er bei sich selber: „Vielleicht hat mich ein langer Kummer über ihren Verlust dermaßen entstellt, daß sie mich gar nicht wieder erkennt?" Demzufolge sagte er zu ihr: „Liebe Frau, der Fischfang, auf den ich dich führte, ist mir sehr theuer zu stehen gekommen; denn ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen größern Schmerz, als den über deinen Verlust, empfunden. Doch wie? Du scheinst mich ja gar nicht zu kennen! Warum stellst du dich denn so fremd gegen mich? Siehst du denn nicht, daß ich dein Ricciardo bin, der hieher kam, um dem Edelmann, in dessen Hause wir uns befinden, jede ihm beliebige Summe zu zahlen, um dich nur wieder mit fortnehmen zu können? Und, Dank seiner Güte, er stellt mir dieses Lösegeld frei."

Bei dieſen Worten wandte ſich die Dame zu Ricciardo, und ſagte mit einem faſt unmerklichen Lächeln: „Herr, redet Ihr mit mir? Wahrſcheinlich waltet hier irgend ein Irrthum ob, und Ihr verwechſelt mich mit einer Anderen; denn ich kann mich nicht entſinnen, Euch jemals geſehen zu haben.“ Worauf Herr Ricciardo verſetzte: „O Weib, ſo bedenke doch, was du ſprichſt, und ſieh mich vor allen Dingen einmal recht genau an, dann wirſt du bald bemerken, daß ich dein Ricciardo von Chinzica bin.“ — „Verzeiht mir, Herr“, erwiederte die Dame; „es möchte ſich ſchwerlich für mich ſchicken, Euch genauer zu unterſuchen; doch weiß ich ſogleich nach Eurer erſten Erſcheinung ſoviel, daß ich Euch noch nie geſehen habe.“ In der Meinung, daß ſie wahrſcheinlich die Gegenwart Paganino's in Verlegenheit ſetze, bat Ricciardo dieſen, ihn ein paar Augenblicke allein mit ihr zu laſſen. Paganino hatte nichts dawider, doch bedung er ſich dabei aus, daß ſie Ricciardo nicht gegen ihre Einwilligung ſollte küſſen dürfen. Jetzt befahl er der Frau, mit ihm in ein Nebenzimmer zu gehen, um ihn dort anzuhören, und ganz nach Belieben Antwort zu geben. So gingen denn die Dame und Herr Ricciardo allein in das Zimmer, und nachdem ſie neben einander Platz genommen, hob Herr Ricciardo folgendermaßen an: „O du mein zweites Herz, meine einzige Hoffnung, ſüßes Leben, kannſt du dich denn nur gar nicht mehr auf deinen dich gränzenlos liebenden Ricciardo beſinnen? Wie in aller Welt ſollte denn dieß nur möglich ſeyn? Habe ich mich denn etwa gar ſo ſehr verändert? O du Augapfel meines Auges, ſchaue mich doch nur ein wenig an!“ Bei dieſen Worten Ricciardo's ſchlug die Dame ein helles Gelächter auf, und ſagte, ohne ihn weiter reden zu laſſen: „Ihr werdet Euch auf jeden Fall wohl

denken können, daß ich kein so schlechtes Gedächtniß habe, um Euch nicht als meinen Gemahl, Herrn Ricciardo Chinzica, wieder zu erkennen. So lange ich aber bei Euch war, habt Ihr mich schlecht erkannt. Denn wäret Ihr so verständig gewesen, als wofür Ihr gelten wollt, so hättet Ihr doch wohl einsehen müssen, daß junge Frauenzimmer etwas mehr verlangen, als Kleidung und Essen, wenn sie sich auch aus Schaamhaftigkeit nichts davon merken lassen. Wie wenig Ihr aber in dieser Hinsicht gethan habt, werdet Ihr selbst am besten wissen. Machte Euch die Rechtswissenschaft mehr Vergnügen, als Eure Frau, so brauchtet Ihr ja keine zu nehmen. Mir seyd Ihr aber weniger wie ein Richter, sondern mehr wie ein Kalendermacher vorgekommen, weil Ihr nichts als Heiligentage, Feste, Fasten und Vigilien im Kopfe hattet. Ich sage Euch, wenn Ihr den Arbeitern, die Eure Felder bestellen mußten, die gleiche Zahl von Feiertagen gewährt hättet, als Ihr dem Einen gestattetet, der mein Gärtchen zu besorgen hatte, so würdet Ihr nie auch nur ein einziges Körnlein Getreide eingeerndtet haben. Nun habe ich diesen Mann gefunden, welchen mir Gott aus Erbarmen mit meiner Jugend zugesendet hat, und bewohne mit ihm dieses Haus, in welchem man von solchen Festen, wie Ihr feiert, die Ihr Gott besser zu dienen wißt, als den Frauen, nichts weiß, und über dessen Schwelle weder Freitag, noch Sonnabend, noch Vigilie oder Quatember, noch die endlosen Fasten kommen. Hier wird den ganzen Tag über gearbeitet, und Wolle gezaust, und so oft man zur Frühmette läutet, kann ich davon sagen, wie es wieder die Nacht über zugegangen ist. Darum will ich hier bei ihm bleiben, und arbeiten, so lange ich noch jung bin, und die Feier-, Buß- und Fasttage für mein Alter aufsparen. Euch aber gebe ich den Rath, baldigst mit Gott nach

Hause zu reisen, und dort ohne mich so viele Feste zu feiern, als Euch beliebt." Diese Worte machten auf den Herrn Ricciardo einen äußerst niederschlagenden und betrübenden Eindruck. Nachdem seine Frau ausgeredet hatte, rief er schmerzvoll aus: „Ach du mein theures Leben, was habe ich doch da von dir hören müssen! So willst du denn also lieber die größte Sünde begehen, und hier mit diesem Menschen wie eine Hure zusammenleben, als in Pisa meine Frau seyn? Wenn er dich erst satt haben wird, so wird er dich ganz gewiß aus dem Tempel hinaus jagen. Ich dagegen würde dich ewig lieben, und bei mir würdest du, selbst oft gegen meinen Willen, die Gebieterin des Hauses seyn. Willst du denn um dieser unordentlichen und unziemlichen Begierde willen deine Ehre und mich, der ich dich mehr liebe, als mein Leben, ganz vergessen? O süße Hoffnung, holdes Licht, leuchte mir auf meinem Pfade vor, und folge mir! Da ich jetzt deine geheimen Wünsche kennen gelernt habe, so will ich mir ganz gewiß für die Zukunft alle nur mögliche Mühe geben, ihnen zu genügen. O mein allersüßestes Herz, so komm doch nur mit mir! Seit du mir entführt worden bist, habe ich ja keinen frohen Augenblick!" — Worauf die Dame antwortete: „Um meine Ehre braucht sich jetzt, da es doch nun einmal zu spät ist, Niemand mehr zu bekümmern, als ich selbst. Wären doch meine Eltern damals um dieselbe besorgt gewesen, als sie mich mit Euch vermählten! Da sie sich aber früher nicht um meine Ehre bekümmerten, so bekümmere ich mich jetzt auch nicht um die ihrige. Begehe ich jetzt hier eine todte Sünde, so werde ich auch schon noch einmal lebendige begehen. Das sey meine Sache! Aber laßt Euch nur das Eine noch sagen: Hier komme ich mir vor, wie Paganino's Frau, während ich in Pisa glauben mußte, eine Hure zu seyn,

wenn ich sah, wie sich die Planeten zwischen Euch und mir nur nach Mondphasen und geometrischen Berechnungen vereinigten. Paganino hat mich die ganze Nacht im Arme, und drückt und beißt mich, und Gott weiß, wie er mich zurichtet. Ihr sagt, Ihr wollt Euch in Zukunft anstrengen. Zu was denn? Um nach dem ersten schwachen Versuch todt zu seyn? Ich muß sagen, Ihr nehmt Euch jetzt ganz passabel aus, seit ich Euch nicht gesehen habe. So geht denn also, und strengt Euch an, Euer Leben zu fristen, denn mir scheint es fast, als ob Ihr nur zur Miethe in Eurem Körper wohntet, so guckt die helle Schwindsucht aus Euch heraus! Laßt Euch noch mehr sagen: Sollte mich Paganino auch einmal verlassen, wozu er vor der Hand noch wenig Lust zu haben scheint, sofern ich nur bei ihm bleiben will; so würde ich deßhalb doch am allerletzten zu Euch zurückkehren; denn wenn man Euch ganz auspressen wollte, so käme doch keine Tasse Saft heraus. Zu meinem großen Schaden und Herzeleid bin ich einmal bei Euch gewesen, und würde mir, wenn es das Schicksal mit sich brächte, in jedem Falle irgendwo anders ein Unterkommen suchen. Ich wiederhole es Euch: hier wissen wir nichts von Festtagen und Vigilien, und deßhalb will ich hier bleiben. Jetzt aber geht mit Gott Eurer Wege, sonst fange ich an zu schreien, als ob Ihr mir Gewalt anthun wolltet."

Aus dieser Rede ersah Herr Ricciardo deutlich, daß es hier übel um ihn stehe, und erkannte endlich seine Thorheit, bei seiner Kraftlosigkeit eine junge, üppige Frau geheirathet zu haben. Voll Schwermuth verließ er das Zimmer, machte den Paganino noch manche, aber leider vergebliche Vorstellungen, und kehrte am Ende ohne Frau nach Pisa zurück. Dort verfiel er in Folge seines Schmerzes in eine solche Geisteszerrüttung, daß er zu al-

len Leuten, die ihn auf der Straße grüßten, sagte: „das Teufelsweib will keine Festtage!" bis er endlich starb. Als Paganino die Nachricht von seinem Tode erhielt, heirathete er die Dame, deren Liebe ihm hinlänglich bekannt war, und sie arbeiteten beide mit einander fort, ohne nach Festen, Vigilien oder Fasttagen viel zu fragen, so lange sie die Beine tragen wollten, und machten sich gute Tage. Aus diesem Grunde scheint es mir, werthe Damen, als ob Bernabo in seinem Streite mit Ambrogiuolo die Ziege gegen den Absturz ritt."

Die Geschichte gab der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen, daß Allen die Kinnladen weh thaten. Die Damen stimmten sämmtlich dem Dioneo bei, und erklärten, Bernabo sey ein Thor gewesen. Nachdem jedoch die Novelle und das Lachen darüber zu Ende war, und die Königin bemerkte, daß es schon spät sey, und Alle ihre Geschichten bereits erzählt hatten, legte sie ihr Regiment nieder, nahm den Kranz von ihrem Haupte, setzte ihn der Neiphile auf, und sagte zu ihr mit anmuthigem Tone: „Jetzt sey die Regierung dieses kleinen Volkes in deine Hand gegeben!" worauf sie sich niedersetzte. Neiphile erröthete ob der empfangenen Würde, und glich in diesem Augenblicke einer jungen Mairose bei dem Anbruch des neuen Tages, wobei sie ihre hellen, gleich dem Morgenstern erfunkelnden Augen ein wenig niederschlug. Nachdem sich das freudige Gemurmel, mit welchem die Anwesenden der neuen Königin ihren Beifall bezeigten, gelegt hatte, nahm sie einen höheren Sitz ein, und hob folgendermaßen an: „Da ich nun Eure Königin bin, so will ich nach der Art meiner Vorgängerinnen, die ihr stillschweigend billigtet, Euch kürzlich meine Gedanken mittheilen, um sie, wenn ihr damit einverstanden seyd, zur Ausführung zu bringen. Wie ihr wißt, ist morgen Frei-

tag, und den Tag darauf Sonnabend, zwei Tage, welche wegen der Speisen, die an ihnen genossen werden, so manchen Leuten beschwerlich fallen. Außerdem, daß man den Freitag, an welchem unser Erlöser sein Leben für uns dahingab, heilig halten muß, und es sich besser schickt, denselben mit Gebeten, als mit Erzählungen hinzubringen, ist es bei den Frauen gebräuchlich, sich am darauf folgenden Samstag den Kopf zu waschen, allen Staub, welcher sich unter der Arbeit der verstrichenen Woche gesammelt hat, zu entfernen, aus Ehrfurcht vor der Mutter Gottes zu fasten, und sich, dem Sonntag zu Ehren, jeglicher schweren Arbeit zu enthalten. Weil wir nun also an diesen Tagen von unserer gewöhnlichen Lebensweise abzuweichen uns gezwungen sehen, so müssen wir wohl vor der Hand mit unsern Erzählungen eine kleine Pause machen. Da wir ferner nun schon vier Tage hier zubrachten, so halte ich es, sofern wir die Störung durch neue Besuche vermeiden wollen, für zweckmäßig, unsern Aufenthaltsort zu verändern. Auch bin ich bereits auf einen neuen für uns geeigneten Platz bedacht gewesen. Wenn wir dort am Sonntag Nachmittags nach gehaltener Siesta zusammentreffen, so habt Ihr Alle unterdeß Muße genug, Euch Etwas auszusinnen, theils aber wird es nach dem weiten Spielraume, welchen unsere heutigen Erzählungen gestatteten, gut seyn, die Freiheit in der Wahl der Geschichten etwas strenger abzuzirken, und nur über eine von den Thätigkeiten des Schicksals insbesondere zu handeln. Und zwar würde ich vorschlagen, jetzt einmal die Schicksale solcher Leute ins Auge zu fassen, die durch ihren Scharfsinn das erlangten, was sie sehnlichst wünschten, oder es, wenn sie es verloren hatten, wiederzugewinnen wußten. Ueber dieses Thema mag denn nun Jeder, dem Vorrecht des Dioneo unbeschadet, seine Meinung in novelliſti-

scher Form aussprechen, wobei natürlich das: „Miscuit utile dulci," im Auge behalten werden muß."

Alle gaben der Königin vollen Beifall, und ihr Vorschlag wurde von sämmtlichen Anwesenden ohne Weiteres angenommen. Die Königin ließ darauf ihren Seneschall kommen, und wies ihn an, wo er Abends die Tafel bereiten, und was er außerdem während ihrer Regierung thun solle. Hierauf erhob sie sich mit der ganzen Gesellschaft, und gestattete einem Jeden, seinem Vergnügen nachzugehen. Die Damen und Herren schlugen den Weg nach einem kleinen Garten ein, und hielten dort, nachdem sie sich eine Zeitlang aufs Angenehmste unterhalten, ein fröhliches Nachtessen. Darauf führte Emilie, nach dem Wunsch der Königin, einen Tanz auf, und Pampinea sang folgendes Lied, in welches die Uebrigen einstimmten:

„Und wenn ich schweige, welche soll dann singen,
Daß alle meine Wünsche mir gelingen?

So komm denn Amor, Urquell meiner Freuden,
Und jeder Hoffnung, jeglicher Gewährung,
Laß uns vereint jetzt singen!
Nicht von den Seufzern, noch von Herzensleiden,
Die ich empfind' als deiner Lust Vermehrung,
Nein, von den lichten Flammen,
Aus deren Gluth mir Lust und Wonne stammen,
Weil meine Huldigungen zu dir dringen.

Um meines Herzens Gluthen zu erproben,
Hast, Amor, du vor Augen mir gestellt
Den Jüngling, der, von keckem Adlermuth
Und hoher Schönheit leuchtend, sich erhoben,

Den Keiner stürzt, dem Keiner gleich sich hält,
Und ich entbrannt' in Flammengluth
Zu ihm, dem Herrlichen; es wallt mein Blut,
Daß meine Lieder froh davon erklingen.

Doch ist's die höchste aller meiner Wonnen,
Daß er mir schenkte gleiches Wohlgefallen,
Wie ich nur ihm mich weihe.
So hab' ich denn auf Erden schon gewonnen,
Womit ich kann beglückt hinüberwallen,
Und daß, um meine Treue
Zu lohnen, Gott von Strafen uns befreie,
Wenn wir hinauf uns zu den Sternen schwingen."

Nach diesem Liede wurden noch einige andere gesungen, dann folgte Musik und Tanz. Als jedoch die Königin meinte, daß es Zeit sey, zur Ruhe zu gehen, begaben sich Alle unter Begleitung von Fackeln in ihre Zimmer. Die folgenden Tage wurden mit den Beschäftigungen zugebracht, welche die Königin vorher angedeutet hatte, und Alle harrten mit Sehnsucht auf den Sonntag.

Es schließt der zweite Tag des Decameron, und es beginnt der dritte, an welchem unter dem Regiment der Neiphile von solchen Personen erzählt wird, die durch Scharfsinn das erlangten, was sie sehnlichst wünschten, oder es, wenn sie es verloren hatten, wiederzugewinnen wußten.

Schon vertauschte die Morgenröthe beim Aufgang der Sonne ihren Purpur mit Gold, als die Königin am Sonntag aufstand, und die ganze Gesellschaft weckte. Der Seneschall hatte bereits alles Nöthige nach dem neuen Aufenthaltsorte vorausgesandt, und mehreren zu solchen Geschäften passenden Leuten die erforderlichen Vorbereitungen übertragen. Als er jetzt die Königin aufbrechen sah, ließ er sogleich alles Uebrige aufpacken, und zog mit der noch zurückgebliebenen Dienerschaft den Herren und Damen nach.

Die Königin folgte mit langsamem Schritte, von ihren Gefährtinnen und den drei Jünglingen begleitet, unter der Musik von vielleicht zwanzig Nachtigallen und andern Vögeln, einem wenig betretenen Fußpfad, der sie über mit Blumen bedeckte Wiesen führte, welche bei dem Aufgang der Sonne alle ihre Kelche öffneten. Kaum waren sie unter heitern Gesprächen, Lachen und Scherzen eine Stunde weit aufwärts gegangen, so langten sie in einem schönen und reichen Palaste an, welcher etwas über der Ebene auf einer kleinen Anhöhe gelegen war. Nachdem nun die Gesellschaft dort eingetreten war, und sich in den schönen Sälen und Zimmern umgesehen hatte, welche allen Anforderungen der Wohnlichkeit und Behaglichkeit im höchsten Grade entsprachen, lobte man allgemein den Besitzer dieses herrlichen Schlosses, welcher Reichthum mit Geschmack vereine. Und als sie nun erst herunterstiegen, und den weiten, freundlichen Hofraum, die mit den besten Weinen angefüllten Keller, und das frische Wasser, das im Ueberfluß hervorquoll, sahen, steigerte sich ihr Wohlgefallen noch weit höher. Von der Fußwanderung etwas ermüdet, ließen sie sich jetzt, um ein wenig auszuruhen, auf einer Terrasse nieder, welche den ganzen Hof beherrschte, und die mit allen möglichen Blumen und Laubwerk, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, auf das Geschmackvoll-

sie decorirt war. Jetzt ließ es sich der Seneschall angelegen seyn, sie mit den feinsten Weinen und edelstem Backwerk zu bedienen. Darauf begab man sich in einen Garten, welcher rings mit einer hohen Mauer umgeben war. Schon der Eintritt in denselben bot überraschende Schönheiten dar, die man jetzt einzeln ins Auge faßte. Rings umher und auch mittendurch zogen sich breite und schnurgerade Wege, die, mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dieses Jahr Trauben in Menge versprachen; denn zahllose Rebenblüthen verbreiteten einen so lieblichen Duft durch den ganzen Garten, daß die Gesellschaft, von noch tausend andern Wohlgerüchen umgeben, wähnte, sie befinde sich im Paradiese. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und rothen Rosen und von Jasmin fast ganz umschlossen, so daß man dort nicht nur am frühen Morgen, sondern auch in der heißesten Mittagsgluth, ohne von der Hitze belästigt zu werden, in dem duftigen Schatten lustwandeln, und sich dabei der erquickendsten Kühlung erfreuen konnte. Ich würde zu viele Worte machen müssen, um alle die Pflanzen und Blumen zu schildern, die in tausendfacher Abwechselung die verschiedenen Räume des Gartens schmückten, und kann nur so viel sagen, daß von allen, die für unser Klima passen, dort die seltensten und allerschönsten im Ueberflusse vorhanden waren. Nicht minder anmuthig, sondern vielleicht das Schönste im ganzen Garten, war ein Rasenplatz in der Mitte mit ganz dunkelgrünem Grase. Auf ihm prangten tausenderlei bunte Blumen, und rings umher stand eine Reihe von schlanken Cedern und hohen Pomeranzenbäumen, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Silberblüthen sowohl das Auge, als den Geruch erquickten. In der Mitte dieses Wiesenplatzes befand sich ein Wasserbecken vom weißesten, mit herrlichen Sculp-

turen gezierten Marmor. Auf einer Säule erhob sich dort eine Gestalt, die, ich weiß nicht, ob durch natürliche Kraft, oder durch eine künstliche Vorrichtung, einen so mächtigen Wasserstrahl emporschleuderte, daß er eine Mühle hätte treiben können, welcher aber dann mit dem angenehmsten Plätschern in den klaren Behälter zurückfiel. Das Wasser, welches aus dem Becken überfloß, rann darauf in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin, und rieselte weiter draußen wieder hervor, wo es in künstlich angelegten Gräben die Wiese umgab. Von dort aus vertheilte es sich durch Röhren wieder nach allen einzelnen Theilen des Gartens, und verließ endlich seine schönen Räume, um in das Thal hinabzuströmen, vorher aber zum Nutzen des Besitzers noch zwei Mühlen in Bewegung zu setzen.

Der Anblick des Gartens, seine reizenden Anlagen, die Pflanzen und das Becken mit dem daraus emporsprudelnden Springbrunnen behagten den Damen und den drei jungen Männern dermaßen, daß sie behaupteten, wenn es wirklich auf Erden ein Eden gäbe, so könnte dasselbe nicht schöner seyn, als dieser Garten, und sie wüßten nicht, welchen ihm fehlenden Reiz man noch ersinnen könne. Indem sie nun dort in heiterster Stimmung lustwandelten, und sich einander unter dem tausendstimmigen Gesang der Vögel Kränze wanden, bemerkten sie einen neuen Vorzug des Gartens, welcher ihnen über den anderen Schönheiten desselben bis jetzt entgangen war. Sie sahen nehmlich eine Menge der verschiedensten Thierarten, hier Kaninchen, dort Hasen, dort Rehe, dort junge Hirsche, und außerdem noch viele andere arglose Geschöpfe, welche sich friedlich und heiter umhertummelten, und durch ihre Munterkeit und Lust das Vergnügen der Gesellschaft erhöhten. Nachdem sie nun lange genug, bald das Eine, bald das Andere beschauend, umhergegangen waren, ließen sie in der Nähe des schönen Wasserbeckens die Tafel decken; dann sangen sie sechs

Lieder, und führten einige Tänze auf; worauf sie sich, als es der Königin gefiel, zu Tisch begaben. Hier fanden sie die ausgesuchtesten Speisen, und die trefflichste Bedienung, wodurch die Heiterkeit der Gesellschaft aufs Neue belebt wurde. Nach dem Essen herrschte wieder Tanz, Gesang und Spiel, bis die Königin bei der großen Hitze Jedem, der dazu Lust hatte, erlaubte, Mittagsruhe zu halten. Dieß thaten denn auch Einige; Andere dagegen regte die Schönheit des Ortes dermaßen an, daß sie an keinen Schlaf dachten, sondern, während die Uebrigen Siesta hielten, an einzelnen einladenden Punkten weilten, Romanzen lasen, oder sich mit Schach- und Bretspiel unterhielten. Als sich aber Nachmittags um vier Uhr die Schläfer erhoben, und mit frischem Wasser ermuntert hatten, versammelten sich auf den Befehl der Königin Alle bei dem Springbrunnen, nahmen dort der Reihe nach Platz, und erwarteten, wie es einen Jeden treffen würde, die Winke, über das von der Königin gegebene Thema Geschichten zu erzählen. Der Erste, der ihr Gebot zu befolgen hatte, war Philostrato, welcher folgendermaßen anhob:

I. Novelle.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm, und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

Es gibt viele Leute, meine schönen Damen, sowohl Männer als Frauen, die thöricht genug sind, zu glauben, sobald man einem Mädchen den weißen Schleier umgehangen und das schwarze Kleid angezogen, höre sie auf, Weib zu seyn, als ob sie in dem Augenblicke, wo sie das Kloster betritt, in einen Stein verwandelt worden wäre. Wenn man ihnen in dieser Meinung widerspricht, so er-

eifern sie sich dermaßen, als ob man die größte Sünde gegen die Natur begangen hätte, wobei sie aber weder ihr eignes Temperament in Anschlag bringen, dessen Gelüste keine Gränzen kennt, noch den Einfluß der Muße und Einsamkeit erwägen, deren Wirkung ein Frauenzimmer doppelt empfinden muß. Und so gibt es auch wieder Viele, welche der Meinung sind, daß Hacke und Spaten, grobe Speisen und schwere Arbeiten den Bauersmann ganz gegen fleischliche Lüste sichern, und seinen Verstand abstumpfen. Wie sehr sich nun Solche irren, das will ich Euch, indem ich dem Wink der Königin genüge, und das gegebene Thema im Auge behalte, jetzt durch eine kleine Erzählung darzuthun suchen.

Hier in dieser Gegend seht ihr noch heutiges Tages ein Nonnenkloster, das schon in früheren Zeiten dastand, und welches stets wegen seiner Heiligkeit sehr berühmt war. Um seinem guten Rufe nicht zu nahe zu treten, will ich den Namen desselben verschweigen. Vor noch nicht zu langer Zeit, wo außer der Aebtissin nur acht junge Nonnen darin verweilten, wollte sich der Gärtner in demselben nicht mehr mit seinem Lohne begnügen, und kehrte demnach, als er mit dem Klosterverwalter seine Rechnung abgeschlossen hatte, nach seinem Heimathsort Lamporecchio zurück. Dort traf er unter Andern, welche ihn bewillkommneten, einen jungen, kräftigen Bauer, dessen Aussehen einem Edelmann keine Schande gemacht haben würde, Namens Masetto. Als ihn dieser fragte, wo er so lange gewesen sey, gab ihm der gute Mann, welcher Nuto hieß, die gewünschte Auskunft. Auf Masetto's weiteres Forschen, welche Dienste er in dem Kloster verrichtet habe, versetzte Nuto: Nun, ich arbeitete dort in dem schönen, großen Klostergarten; dann ging ich mitunter einmal in den Wald, um Bäume zu

fällen, holte Wasser, und besorgte noch sonstige ähnliche Verrichtungen. Indeß bekam ich von den Nonnen einen so schlechten Lohn, daß ich davon kaum meine Schuhe bezahlen konnte. Dazu sind sie sammt und sonders noch jung, und geberden sich schier, als ob sie den Teufel im Leibe hätten; denn man kann ihnen durchaus nichts recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam Die, und sagte: „mach das so!" Dann kam eine Andere und sagte: „mach das anders!" Dann riß mir wieder Eine die Hacke aus der Hand, und sagte: „das taugt ja gar nichts!" Und so ging es denn fort, bis ich endlich der Arbeit überdrüßig wurde, und fortlief; genug, es war Eine so gut Schuld daran, als die Andere, daß ich es nicht mehr aushielt, und in meine Heimath zurückkehrte. Bei meiner Verabschiedung bat mich nun der Klosterverwalter noch, wenn ich hieher käme, und Jemanden finden könnte, der für meinen bisherigen Dienst passend wäre, so möchte ich ihn doch hinweisen. Und das habe ich ihm auch versprochen; aber wenn er etwa darauf hofft, so kann er lange warten, bis ich ihm Einen empfehle.

Als Masetto diese Worte Nuto's hörte, bekam er eine solche Lust, zu den Nonnen zu gehen, daß er den Augenblick des Aufbruchs kaum erwarten konnte; denn er mochte aus Nuto's Reden wohl merken, daß es ihm dort nach Wunsche gehen könnte. In Betreff der Arbeiten, die ihm Nuto genannt hatte, war er wenig in Sorge, weil er sich auf dergleichen Dienste so gut verstand, als nur irgend Einer; er befürchtete bloß, daß man ihn wegen seiner Jugend und seines angenehmen Aeußeren nicht aufnehmen würde. Nachdem er sich jedoch die Sache noch mehrmals überlegt, dachte er bei sich selbst: „das Kloster ist ja weit von hier, und dort kennt mich keine Seele; ich glaube, wenn ich mich stumm stelle, so

werden sie mich gewiß behalten." Mit diesem Plan ging er denn, mit der Art auf der Schulter, fort, ohne Jemanden eine Sylbe zu sagen, und langte, ärmlich gekleidet, in dem Kloster an. Sogleich bei seinem Eintritt begegnete er im Hofe dem Hausverwalter, welchem er nach Art der Taubstummen durch allerlei Zeichen und Geberden zu verstehen gab, er möge ihm um der ewigen Barmherzigkeit willen zu essen geben; er wolle gern dafür Holz hacken. Der Klosterverwalter gab ihm gern Speise, und legte ihm dann einige harte Klötze vor, welche Ruto nicht hatte zerspalten können, mit denen aber der starke Masetto bald fertig wurde. Darauf nahm ihn der Verwalter, der in dem Walde zu thun hatte, mit, und ließ ihn dort Bäume fällen, die er, nachdem er sie in Scheite gespalten, einem Esel aufladen, und nach Hause bringen mußte. Da sich Masetto zu der Arbeit gut anstellte, so behielt ihn der Verwalter zum Behuf ähnlicher vorkommenden Arbeiten noch länger bei sich.

Da geschah es denn eines Tages, daß ihn die Aebtissin sah, und den Verwalter fragte, wer er denn wäre. „Edle Frau, erwiederte dieser, der Mann hier ist ein armer Taubstummer, welcher mich vor einigen Tagen um ein Almosen bat. Das gab ich ihm denn auch, und auf sein Erbieten habe ich ihn dann zu mehreren gerade nöthigen Arbeiten verwendet. Wenn er nur mit dem Gartenbau umzugehen wüßte, und Lust hätte, bei uns zu bleiben, so glaube ich, daß er wohl seinen Mann stellen würde. Wir brauchen gerade einen Gärtner, und diesem hier fehlt es nicht an Körperkräften; auch wäre bei ihm nicht etwa zu besorgen, daß er sich mit Euren Klosterfrauen auf Scherze einließe." Die Aebtissin versetzte darauf: „in der That, du hast Recht. So sieh denn einmal, wie es mit der Gärtnerei bei ihm geht; wenn er

sich drein finden kann, so wollen wir ihn da behalten. Gib ihm doch ein paar alte Schuhe und einen alten Rock, behandle ihn freundlich, und sorge dafür, daß er etwas Gutes zu essen bekommt. Der Klosterverwalter versprach, dieser Vorschrift nachzukommen. Masetto aber war nicht weit entfernt, sondern hörte, während er den Hof säuberte, das ganze Gespräch mit an, und sagte erfreut zu sich selbst: „wenn ihr mir euern Garten anvertraut, so werde ich ihn so bearbeiten, wie er noch nie bearbeitet worden ist.“

Als sich nun der Klosterverwalter von seiner Tauglichkeit zu dem neuen Posten gehörig überzeugt hatte, so fragte er ihn durch Zeichen, ob er wohl Lust fühle, dazubleiben. Masetto antwortete auf dieselbe Weise, er sey dazu gern bereit. Jetzt führte ihn der Verwalter nach dem Garten, und deutete ihm die nächsten dort nöthigen Verrichtungen an, worauf er sich, wegen andern Kloster-angelegenheiten, entfernte, und ihn dort allein zurückließ. Als er nun täglich dort arbeitete, fingen die Nonnen allgemach an, ihm das Leben sauer zu machen, und allerlei Teufeleien mit ihm zu treiben. Wie man es öfters mit Taubstummen zu thun pflegt, so sagten sie ihm die schaamlosesten Dinge vor, in der Meinung, daß er kein Wort davon höre; und die Aebtissin, welche vermeinte, daß er nicht bloß an der Zunge, sondern auch noch an andern wichtigen Gliedmaßen gelähmt seyn müsse, kümmerte sich wenig oder nichts um die ganze Sache. Da traf sich's denn eines Tages, daß an Masetto, welcher sich, um ein wenig von der Arbeit auszuruhen, niedergelegt hatte, zwei junge Nonnen auf ihrem Spaziergange durch den Garten vorüberkamen. Sie näherten sich ihm, und betrachteten ihn, während er sich stellte, als ob er schliefe. Und da sagte denn die Eine etwas dreister zu der Andern: „Wenn ich nur wüßte, daß man dir trauen könnte, so würde ich

dir einen Gedanken mittheilen, den ich schon hundertmal gehabt habe, und der vielleicht auch dir Vergnügen machen würde." „Sage es nur heraus!" versetzte die Andere, „ich bin stumm, wie ein Fisch." Darauf begann die Dreiste: „Ich weiß nicht, ob du wohl schon darüber nachgedacht hast, wie wir so streng gehalten werden, und wie sich kein Mann hieher wagen darf, außer unserm alten Klosterverwalter und diesem Taubstummen. Sieh, ich habe oft von Frauenzimmern gehört, daß es die höchste aller Wonnen sey, mit einem Manne auf einem vertrauten Fuße zu stehen. Weil sich mir nun aber bisher noch gar keine passende Gelegenheit darbot, mich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, so bin ich auf den Gedanken gekommen, es einmal an diesem Stummen zu probiren, ob es sich wirklich so verhält. Er schickt sich gewiß am allerbesten dazu; denn wenn er auch wollte, so könnte er doch Niemandem etwas wiedererzählen. Du siehst, er ist ein dummer Tölpel, der über seinen Verstand hinausgewachsen ist. Nun sage mir einmal über die Sache deine Meinung!"

„O schäme dich doch", erwiederte die Zweite, was führst du doch da für ungeziemliche Reden! Weißt du denn nicht, daß wir unserm Herrgott das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben?" „Ach, geh mir doch!" sagte die Andere; „man verspricht ja fast alle Tage so mancherlei, und kein Mensch denkt daran, es zu halten. Wenn wir, trotz unserer Angelobung, unsere Jungfrauschaft nicht mit hinauf in den Himmel bringen, so findet sich schon Eine oder die Andere, von der er sie statt unserer kriegt." „Aber, mein Gott!" sagte die Begleiterin, „wenn man nun schwanger würde, was sollte dann aus der Geschichte werden?" — „Wer wird denn an das Unglück denken, ehe es da ist?" versetzte die Erste. „Wenn dieser Fall eintritt, so hat man ja immer noch Zeit genug, auf

eine gute Auskunft zu sinnen. Dann finden sich Mittel in Menge, so daß Niemand etwas davon merkt, wenn wir's ihm nicht selbst offenbaren." Bei diesen Worten empfand die Hörerin schon mehr, als die Andere, Lust, zu untersuchen, was für ein Thier der Mann sey. „Nun gut!" sagte sie; „aber wie wollen wir denn die Sache angreifen?" Worauf Jene erwiederte: „Du siehst, es ist jetzt gerade die Mittagsstunde, in welcher außer uns Beiden wahrscheinlich alle andern Schwestern schlafen. Laß uns einmal ein wenig spähen, ob vielleicht noch irgend Jemand im Garten ist; und wenn sich rings umher Niemand zeigt, dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu fassen, und nach der Hütte zu führen, die gegen den Regen Schutz bietet. Die Eine geht dann zu ihm hinein, und die Andere steht Schildwache. Er ist ja so dumm, daß er Alles mit uns vornehmen wird, was wir nur von ihm verlangen."

Masetto hörte alle Worte dieses Zwiegespräch, und war im Stillen entschlossen, den größten Gehorsam zu zeigen, wenn ihn eine bei der Hand nähme, um seinen guten Willen auf die Probe zu stellen. Nachdem sich die beiden Nonnen nun nochmals umgesehen, und überzeugt hatten, daß die Luft rings umher rein sey, trat diejenige, welche ihn zuerst gesehen hatte, näher an ihn heran, und weckte ihn aus dem Schlafe. Worauf sich Masetto sogleich erhob, und an der Hand der frommen Schwester, unter vielen Liebkosungen von ihrer, und unter albernem Gelächter von seiner Seite, nach der Hütte wandelte, wo er sich nicht lange bitten ließ, ihre Wünsche zu vollziehen.

Als das erste, sehr wohl bestandene Examen vorüber war, dachte die Nonne freundschaftlich genug, um ihrer Gefährtin das Feld zu räumen. Masetto, welcher

sich noch immer so dumm als nur möglich stellte, war mit Allem zufrieden. Wie nun die beiden Mädchen mit einander heimkehrten, so war die Reitkunst das Thema ihrer Unterhaltung, und sie meinten Beide einstimmig, daß es doch eine schöne Sache um dieselbe sey. Der Stumme kam dabei oft in Erwähnung, und wurde als ein Mann anerkannt, der, obgleich ihm Sprache und Gehör fehle, doch durch die Gnade des Himmels so manche andere Talente empfangen, über welche man die beiden Fehler der Sinne gern vergessen könne. Die beiden Nonnen, als Freundinnen guter Naturanlagen, wußten denn für die Zukunft oft der guten Stunde wahrzunehmen, und hatten oft tausend Spaß mit ihrem Taubstummen.

Da begab sich's denn nun aber eines Tages, daß eine Klosterschwester vom Fenster ihrer Zelle aus den ganzen Hergang der Sache mit ansah, und noch zwei andere herbeirief, um zuzuschauen. Erst wollten sie bei der Aebtissin Klage über den Skandal erheben; doch bald änderten sie ihren Plan, machten mit den beiden glücklichen Schwestern Compagnie, und theilten sich unter der Bedingung des Stillschweigens in die Reichthümer des taubstummen Menschen. Durch ein mehrfaches Zusammentreffen von allerlei curiosen Zufällen gelangten denn am Ende auch die drei noch übrigen Schwestern dahin, in die Compagnie der andern Vorgängerinnen einzutreten.

Endlich traf die Aebtissin, welche bisher von der ganzen Sache noch nicht das Geringste bemerkt hatte, eines Tages, wo sie bei großer Hitze einen Gang durch die kühleren Wege des Gartens machte, den Masetto, welcher durch die Gartenarbeiten bei Tag und durch die Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft worden war, unter dem Schatten eines Mandelbaumes hingestreckt, in tiefem Schlafe. Der Wind hatte mit seiner leichten Bekleidung

gespielt, so, daß er blos da lag, und die Aebtissin durch seinen Anblick auf gleiche Ideen brachte, wie die, welche seit einiger Zeit die andern Klosterfrauen beschäftigt hatten. Weil sie rings umher Niemanden bemerkte, so weckte sie den Masetto, nahm ihn mit sich auf ihr Zimmer, und behielt ihn daselbst mehrere Tage. Jetzt beschwerten sich auf einmal die Nonnen darüber, daß der Gärtner ihren Garten so lange unbestellt lasse. Unterdessen aber kostete die Frau Aebtissin zu vielen Malen jene Freuden, die sie bisher an Andern oft verdammt hatte. Endlich entließ sie ihn wieder in seine Wohnung; als sie ihn aber so oft wiederbestellte, und weit über ihren Antheil von ihm verlangte, befürchtete Masetto, der nicht so Viele zugleich zu befriedigen im Stande war, seine angenommene Stummheit könne ihm bei längerem Verweilen zu großem Nachtheil gereichen. Deßhalb löste er, als er in einer Nacht bei der Aebtissin war, das Band seiner Zunge, und sprach: „Edle Frau, ich habe wohl gehört, daß ein Hahn für zehn Hühner ausreicht; man hat mir aber öfters gesagt, daß zehn Männer kaum, oder mit Mühe, vermögen, nur einer einzigen Frau zu genügen. Ich habe nun deren neun zufrieden zu stellen. Das kann ich unmöglich aushalten. Denn schon meine Gartenarbeiten setzen meiner Gesundheit zu, und wenn nun noch solche Dinge dazukommen, so bin ich wahrhaftig nicht mehr im Stande, länger meinem Posten vorzustehen; daher ich Euch bitte, mir entweder meinen Urlaub zu geben, oder die Sache anders einzurichten." — Als die Dame hörte, daß der Mann, den sie für stumm gehalten hatte, plötzlich reden konnte, war sie ganz außer sich vor Erstaunen, und rief: „Mein Gott, was ist denn das? Ich glaubte, du wärest stumm?"

„Fromme Frau", erwiederte Masetto, „nicht die

Natur, sondern ein Zufall hatte mich der Sprache beraubt, und erst diese Nacht habe ich sie, Gott sey Dank, wiedererhalten." Sie glaubte ihm, und fragte ihn, was er denn damit sagen wolle, daß er neun zu bedienen habe. Masetto erzählte ihr jetzt Alles frei heraus, und die Aebtissin erfuhr dadurch, daß sie keine Nonne im Kloster habe, welche nicht weit verschlagener wäre, als sie selbst. Sie faßte demnach den klugen Entschluß, ohne Masetto zu verabschieden, mit ihren Mädchen und dem Masetto eine Abkunft zu treffen, die der Ehre des Klosters nicht schadete. Weil nun gerade der Klosterverwalter in diesen Tagen starb, so eröffneten sie einander sämmtlich, was bisher unter ihnen geschehen war, und trafen dann die Uebereinkunft, die Leute glauben zu machen, Masetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, nach jahrelanger Stummheit die Sprache wiedererhalten. Darauf übertrugen sie ihm den Posten des Hausverwalters, und theilten seine Anstrengungen auf solche Weise ein, daß er sie auszuhalten vermochte. Obwohl nun Masetto mit den Nonnen eine ziemliche Anzahl Mönchlein und Nönnchen erzeugte, so wurde doch die Sache so vorsichtig betrieben, daß Niemand etwas davon erfuhr. Erst nach dem Tode der Aebtissin dachte Masetto, welcher nachgerade alt geworden war, daran, reich nach seiner Heimath zurückzukehren, was ihm denn auch ohne Anstand gestattet wurde. So reiste denn Masetto betagt, reich, und ohne die Mühe, Kinder ernähren zu müssen, nachdem er seine Jugend klug zu benutzen gewußt hatte, wieder in dieselbe Heimath, aus welcher er mit der Axt auf der Schulter fortgewandert war, und pflegte dort zu sagen: so belohne Christus Diejenigen, welche sich darauf verstünden, mit ihrem Horn den rechten Punkt zu treffen.

II. Novelle.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Agilulf wird es gewahr, macht den Thäter ausfindig, und schneidet ihm im Schlafe das Haar ab. Der Geschorne aber thut allen seinen Cameraden ein Gleiches, und entgeht dadurch seiner Strafe.

Nachdem Philostrato mit seiner Erzählung, über welche die Damen bald erröthet waren, bald gelacht hatten, zu Ende war, gebot die Königin der Pampinea, fortzufahren, welche denn auch sogleich mit heiterm Lächeln folgendermaßen begann: „Es giebt so manche Leute, welche unvorsichtig genug sind, es sich merken zu lassen, daß sie um gewisse Dinge wissen, die sie lieber sich stellen sollten, nicht zu wissen, und die dann öfters, indem sie ein unbemerktes Vergehen veröffentlichen, und dadurch ihre Schande verschleiern wollen, diese gerade recht in die Augen fallend machen. Die Wahrheit dieser Behauptung will ich euch durch ein Beispiel des Gegentheils zeigen, indem ich euch die Verschlagenheit eines Menschen, der vielleicht noch weniger, als Masetto, bedeuten will, und die Klugheit eines mächtigen Königs vor Augen führen werde.

Agilulf, der König der Longobarden, residirte gleich seinen Vorgängern mit seinem Hofe in der Hauptstadt der Lombardei, Pavia, und befestigte seinen Thron durch die Vermählung mit Theudelinda, der Wittwe des lombardischen Königs Autharich, einer schönen, weisen und sehr keuschen Frau, der aber dennoch der Liebe einstmals einen bösen Streich spielte. Als nehmlich Agilulf durch seine Klugheit und Tapferkeit die An-

gelegenheiten des lombardischen Reichs ziemlich sicher gestellt hatte, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mann von ganz niederer Abkunft, der jedoch einen über seinen Stand weit erhabenen Sinn hatte, und auch dabei in seinem Aeußern an Schönheit und Ansehnlichkeit der Person fast dem König gleichkam, sich sterblich in die Königin verliebte. Weil er aber trotz seiner niedrigen Stellung Verstand genug besaß, um einzusehen, daß seine Liebe außer allen Grenzen der Möglichkeit und Schicklichkeit liege, so ließ er sich nicht nur gegen Andere das Geringste merken, sondern nahm sich auch in Acht, die Königin selbst nur durch einen einzigen Blick etwas davon ahnen zu lassen. Wiewohl er nun also gar nicht die mindeste Hoffnung hegen konnte, so fühlte er doch einen gewissen Stolz, sich einen so erhabenen Gegenstand seiner Neigung auserkoren zu haben, und da er ganz Feuer und Flammen war, so strengte er sich an, es seinen Cameraden in Allem zuvor zu thun, wovon er glaubte, daß es der Königin gefallen könnte. Daher pflegte sie auch am liebsten das Pferd zu reiten, welches er gewartet und gesattelt hatte, und wenn sie dieses that, so schätzte er es für die höchste Gnade, wenn er ihr den Steigbügel halten, oder den Saum ihres Kleides berühren durfte. Wie wir nun oft sehen, daß die Liebe zunimmt, je weniger sie Hoffnung fassen darf, so war dieß auch bei dem armen Stallknecht der Fall, welcher das heimliche Feuer seiner Liebe kaum noch aushalten konnte, und in Folge desselben sogar auf selbstmörderische Gedanken verfiel. Indem er über die Todesart nachdachte, welche er erwählen wollte, wünschte er dabei zugleich die große Liebe an den Tag zu legen, die er für die Königin empfunden hatte, und noch empfände; er wollte nehmlich erst vorher noch einen Versuch wagen, den Endzweck seiner Liebe bei ihr entweder

ganz, oder doch wenigstens zum Theil zu erreichen. Es fiel ihm jedoch nicht ein, der Königin ein Wort davon zu sagen, oder sich ihr etwa in einem Briefe zu offenbaren, weil er voraussehen konnte, daß er nur umsonst sprechen oder schreiben würde; sondern sein Plan ging dahin, zu versuchen, ob es ihm nicht durch List gelingen würde, eine Nacht in den Armen der Königin zuzubringen. Dazu bot sich ihm freilich kein anderes Mittel, als daß er unter der Verkleidung des Königs, der nicht jede Nacht bei ihr zu schlafen pflegte, den Zutritt zu ihrem Schlafgemach erhielte.

Um nun zu erfahren, wie und in welcher Kleidung sich der König zu seiner Gemahlin begäbe, versteckte er sich mehrmals bei Nacht in einem großen Saal des königlichen Schlosses, welcher zwischen den Gemächern des Königs und der Königin befindlich war. In einer dieser Nächte sah er endlich den König, in einen großen Mantel eingehüllt, eine kleine brennende Kerze in der einen, und eine Reitgerte in der andern Hand, aus seinem Zimmer nach dem der Königin gehen, und, ohne ein Wort zu reden, ein paarmal mit der Gerte an die Thür schlagen, worauf sogleich geöffnet, und ihm die Kerze aus der Hand genommen wurde. Als nun der Stallknecht ihn so hineingehen und ebenso wieder herauskommen gesehen hatte, gedachte er ihn genau nachzuahmen. Er verschaffte sich demnach einen völlig gleichen Mantel, steckte eine Wachskerze und ein Feuerzeug zu sich, und badete sich fleißig, damit ihn der Stallgeruch nicht verrathen möchte, worauf er sich nach gewohnter Weise in den großen Saal hineinschlich. Als er nun glaubte, daß Alles schliefe, und daß der rechte Augenblick gekommen sei, um entweder sein glorreiches Abenteuer glücklich zu bestehen, oder bei der Unternehmung auf würdige Weise den ersehnten Tod zu

finden, machte er Feuer, zündete seine Kerze an, hüllte sich tief in seinen Mantel, und klopfte mit der Gerte ein paarmal an das Schlafgemach der Königin. Eine Kammerfrau in halbem Schlafe öffnete ihm die Thüre, nahm ihm die Kerze aus der Hand, löschte sie aus, und führte ihn schweigend an das Bett der Königin. Dort warf er die Kleider schnell von sich, und nahm Platz an ihrer Seite. Da er bemerkt hatte, daß der König bei übler Laune zuweilen keine Sylbe sprach, und auch nicht mit sich reden ließ, so gelang es ihm um desto leichter, die Rolle eines Stummen zu spielen, die ihm darum nicht weniger Wonne gewährte, und es ihm schwer machte, seinen Platz wieder zu verlassen. Weil er jedoch besorgen mußte, daß ihm bei längerem Verweilen sein höchstes Glück ins tiefste Unglück stürzen möchte, so erhob er sich, hüllte sich wieder in seinen Mantel, ließ sich die Kerze geben, und ging so stillschweigend fort, wie er gekommen war, worauf er sich sogleich nach seiner Schlafstelle begab. Kaum mochte er sich in sein Bett gelegt haben, so stand der König auf, und ging in das Schlafgemach der Königin, welche sich über diesen zweiten Besuch nicht wenig verwunderte. Als sie aber fand, daß er mit besonderem Feuer umarmte, faßte sie um seiner Freundlichkeit willen ein Herz, und sagte: „Was hat das zu bedeuten, mein Herr und Gebieter? So eben erst habt Ihr mich verlassen, und kehrt schon wieder zurück? Nehmt Euch in Acht; man muß in allen Dingen Maas halten."

Da der König diese Worte hörte, kam er sogleich auf den Gedanken, daß ein Anderer bei der Königin seine Rolle gespielt haben müsse. Weil sie ihm indessen nichts davon zu ahnen schien, und auch sonst Niemand etwas davon wußte, so hielt er es für klug, sich auch gegen sie nichts merken zu lassen. So mancher Andere wäre viel-

leicht thöricht genug gewesen, zu sagen: „Ich bin nicht bei dir gewesen! Wer war also da? Und was hat er hier gemacht? Und wie ist er hier hereingekommen? woraus denn nichts als Unfug entstanden wäre, weil er die Königin dadurch betrübt, oder auch ihr Anlaß gegeben hätte, die Wiederholung desjenigen zu wünschen, was geschehen war. Genug, wenn er davon schwieg, so traf ihn nicht die geringste Schande, aber wenn man davon sprach, so konnte ihm das nur Schimpf verursachen. Er verbiß deßhalb seinen stillen Ingrimm, machte einige Scherze darüber, daß sich die Königin so sehr über sein Erscheinen verwundere, und that, als ob er ihrer Warnung Gehör gäbe. Weil er indessen innerlich vor Wuth kochte, so erhob er sich, nahm seinen Mantel, und ging hinaus, um in aller Stille dem Thäter nachzuforschen, der, wie er mit Sicherheit anzunehmen können glaubte, sich noch nicht habe entfernen können, sondern noch im Hause seyn müsse. Zu diesem Zweck eilte er mit einer kleinen Blendlaterne nach einem großen und langen Gemach, welches neben dem Schloß über den Ställen angelegt war, wo seine Dienerschaft in verschiedenen Betten schlief. Und weil er meinte, daß demjenigen, welcher die Königin besucht hatte, das Herz noch klopfen müsse, so fühlte er der Reihe nach Jedem auf die Brust, um zu sehen, bei welchem der Puls am stärksten schlüge. Wiewohl nun alle Uebrigen in festem Schlafe lagen, so wachte doch der, welcher bei der Königin gewesen war, noch immer, und hatte einen nicht geringen Schreck, als er den König kommen sah, und wohl errieth, was er im Sinne hatte. Die Furcht vermehrte sein Herzklopfen, weil er besorgte, daß ihn der König, wenn er seine Angst bemerkte, auf der Stelle tödten würde. Da er ihn jedoch ohne Waffen sah, so stellte er sich, als ob er schliefe,

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PQ
4272
G5A38
Bd.2
T.1

Boccaccio, Giovanni
Das Dekameron